1,40 DM / Band 96
Schweiz Fr 1.60 / Österr. S 10.-

Neuer Roman

BASTEI

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark



Asmodinas Reich

Belgien F 27 / Frankreich F 3,50 / Italien L 650 / Luxemburg F 25 / Niederlande f 1,60 / Schweden kr 4,25 i.m. / Spanien P 60



Asmodinas Reich

John Sinclair Nr. 96

Teil 2/2

von Jason Dark

erschienen am 06.05.1980

Titelbild von Vicente Ballestar

Sinclair Crew

Asmodinas Reich

Der Sturm heulte und pfiff wie ein bösartiges Tier. Er fiel über das Meer her, gischtete die Wellen hoch und krönte sie mit sprudelnden, schäumenden Kämmen.

Die Wolken am Himmel wirkten wie skurrile Gebilde, als hätten sich die Geister zu einem höllischen Reigen vereint. Es war eine Nacht, in der die Schiffe die schützenden Häfen anfuhren, um von der aufgewühlten See nicht verschlungen zu werden.

Aber auch die Menschen trauten sich nicht aus den Häusern. Sie zogen sich in die schützenden Wohnburgen zurück, lagen oft mit offenen Augen im Bett und lauschten auf das Jammern und Heulen des Windes, wenn er über die Dächer fuhr und an den Schindeln und Ecken rüttelte.

Manch einer der Alten wußte Bescheid. Die Sagen der Vergangenheit wurden wieder lebendig. Man redete flüsternd von Meergeistern und gewaltigen Ungeheuern, die die Hölle freigegeben hatte, um Angst und Schrecken zu verbreiten.

Dieses Land, so alt und geheimnisvoll wie die ganze Welt, hatte seine Geschichten und Legenden. Wo das Leben der Menschen von den Jahreszeiten und den Unbillen der Natur bestimmt wurde, da waren auch die düsteren Todesboten einer anderen Welt nicht mehr fern. Nicht von ungefähr wußte man von den sturmumtosten Orkney Inseln Schlimmes zu erzählen.

In der Tat gab es einige Inseln, die niemand betrat, die niemand betreten wollte, und um die die Fischer mit ihren Booten einen großen Bogen fuhren.

Besonders eine Insel wurde gemieden. Selbst ihren Namen wagte man nicht auszusprechen, denn es hieß, wer diesen Namen sagte, den würde ein schlimmer Fluch treffen.

Die Insel hieß Ort der verlassenen Götter!

Warum? Das wußte kaum jemand, und es traute sich niemand, dort anzulegen. Wessen Schiff die Riffe und Klippen nicht aufspießten, der wurde angeblich von den Unheimlichen niedergemacht.

Ja, es war ein böser Ort.

Ort oder Insel der verlassenen Götter. So hieß es in der Legende.

Aber dieses Eiland besaß noch einen anderen Namen.

Asmodinas Reich!

***

Das kalte Mondlicht traf die Klinge des Messers, dessen Spitze auf den Hals der bewußtlosen Shao zeigte. Die Chinesin wurde von Grimes, dem Ghoul, umklammert, der ihr nicht den Hauch einer Chance ließ.

Die Szene auf dem Burghof wirkte gespenstisch.

Da war die pechschwarze Höllenkutsche, die mitten auf dem Platz stand. Sie wurde von ebenfalls zwei schwarzen Pferden gezogen, auf deren Köpfen dunkle Büsche wippten.

Aus dieser Kutsche war Grimes gestiegen. Und er hatte Shao mitgebracht. Eine für Bill Conolly und mich höllische Überraschung, mit der wir nie im Leben gerechnet hatten, denn wir vermuteten sie zusammen mit Suko in London.

Doch ein grausames Schicksal hatte sein Netz über uns gewoben. Es sah ganz so aus, als hätten wir uns darin verfangen.

Auf dem Bock der Kutsche saß ebenfalls eine Horror-Gestalt. Sie trug einen Zylinder auf dem Kopf, unter dessen Krempe ein bleicher Schädel schimmerte.

Kein Leben wuchs in den Augenhöhlen, der Schädel sah aus, als wäre

er aus Stein gemeißelt.

Und noch jemand befand sich auf dem Hof. Ein Mann namens Harry Salem. Zusammen mit seinem Partner war er bei Nacht und Nebel in die Burg eingestiegen, um nach Antiquitäten Ausschau zu halten, die sie stehlen und verkaufen wollten. Die Männer hatten das Grauen erlebt, und der zweite Antiquitätenräuber, Dean Flint, war von einem schrecklichen Monster umgebracht worden, denn er hatte sich für stark gehalten und diesen Trugschluß mit dem Leben bezahlt.

Tot lag er neben der Kutsche.

Niemand konnte ihm mehr helfen.

Ich aber wollte Harry Salem aus der Sache heraushalten. Er sollte auf keinen Fall den Monstern in die Klauen fallen.

Würde mir dies gelingen?

Ich hoffte es.

Allerdings standen die Chancen mehr als schlecht, denn Grimes, der Ghoul, hatte mir einen Tausch vorgeschlagen.

Shaos Freiheit gegen mein Leben!

Das heißt, töten wollte man mich nicht, wenigstens nicht sofort. Ich war dazu ausersehen, mitzufahren, denn Asmodinas Leichenhaus wartete auf mich.

Das sollte mein Ziel sein!

Asmodina! Dieser Name jagte mir jetzt schon einen Schauer über den Rücken, obwohl sie noch gar nicht richtig in Erscheinung getreten war.

Sie war die Tochter des Teufels, und er hatte sie nach seinem Ebenbild erschaffen. Asmodina begann, ihr Reich auf der Erde auszubauen. Sie suchte Stützpunkte, sie suchte Helfer und Diener. Sie fand sie auch, denn es gab immer wieder Menschen und Dämonen, die sich auf ihre Seite schlugen.

So wie den Führer dieser Höllenkutsche. Auch er war ihr treu ergeben, wie ich durch Grimes, den Ghoul, erfahren hatte. Und es sah ganz so aus, als sollte auch Grimes einer ihrer engen Verbündeten werden. Über seine Situation war ich mir bisher noch nicht richtig klar geworden. Ich hatte immer gedacht, daß er sein eigenes Süppchen kochte, und da er ein Ghoul war, einer der widerlichsten und ekelerregendsten Dämonen, ging ich davon aus, daß er seine Artgenossen um sich versammeln wollte, um ein Schreckensregiment der Ghouls einzurichten. Eine Vorstellung, über die man kaum nachdenken sollte, so schlimm war sie. Doch Grimes hatte sich wohl auf die Seite der Teufelstochter geschlagen und mit ihr ein Tandem gebildet, das nahezu unüberwindlich erschien. Was der Schwarze Tod bisher nicht geschafft hatte, das gelang Asmodina. Wenn sie das Heer der Ghouls in ihrem Rücken wußte und es sie stärkte, gingen wir bösen Zeiten entgegen.

Ich dachte in diesen Augenblicken, da ich auf dem Burghof stand und mir der eiskalte Wind um die Ohren pfiff, noch weiter. Wenn es Asmodina gelang, auch den Spuk noch für sich zu gewinnen, würde das Grauen noch größer werden. Zum Glück war es noch nicht so weit.

Jetzt mußte ich erst an die Gegenwart denken und die Zukunft aus den Gedanken verbannen.

Bill Conolly, der neben mir stand, flüsterte: »In unserem Rücken sind wieder die Monster aufgetaucht.«

Ich nickte, denn ich wußte, wen er damit meinte.

Diesen gräßlichen Frankenstein-Verschnitt, der Dean Flint getötet hatte. Hinzu kamen die beiden Ghouls, die mich, eingepreßt in Ritterrüstungen, oben im Turm attackiert hatten. Dann gruppierten sich noch zwei weibliche Zombies hinzu, an deren Handgelenken Ketten klirrten, außerdem noch ein bleichhäutiges Wesen, das man ebenfalls als Untote bezeichnen konnte.

Insgesamt eine illustre Monstergesellschaft.

Schlimm war, daß durch Asmodinas Magie diese Monster erschienen und dann wieder verschwunden waren. Als hätte eine unsichtbare Hand nach ihnen gegriffen. Und deshalb waren sie auch kaum zu packen.

Grimes, der Ghoul, hatte Oberwasser. »Woran denkst du, Sinclair?« fragte er mich.

Ich gab ihm die passende Antwort. »Daran, wie ich dich endgültig zur Hölle schicken kann!«

Er lachte, und sein widerlich fettes Gesicht geriet dabei in wabbelnde Bewegungen, wobei er wieder diesen ekelhaften Schleim absonderte, der langsam zu Boden tropfte. »Diesmal bist du der Verlierer, Sinclair. Du hast mich zweimal reinlegen können, aber jetzt habe ich eine Position erreicht, in der ich unschlagbar bin.«

Ich hob die Schultern. »Ich würde mich nicht zu früh freuen«, erwiderte ich kalt lächelnd, obwohl mir dieses Lächeln sehr schwerfiel. Mein Blick saugte sich immer wieder an Shao fest. Hätte ich nicht ihre Atemzüge bemerkt, so hätte man meinen können, sie wäre tot. Doch sie lebte.

»Steig in die Kutsche!« befahl der Ghoul.

Ich blieb stehen.

Er stieß ein undefinierbares Geräusch aus. »Willst du, daß sie stirbt, Sinclair?«

»Nein!«

»Dann gehorche endlich!«

Er sprach diesen Satz haßerfüllt aus.

Ich merkte, wie sehr es ihn befriedigte, mir diese Worte an den Kopf werfen zu können, bisher hatte er sich immer in der schlechteren

Position befunden. In der Horror-Disco und auch im Geisterhaus an der Themse.[1]

Nun aber mußte ich tun, was er verlangte.

Für ihn ein innerer Vorbeimarsch.

»Laß sie zuerst frei«, sagte ich, »dann betrete ich die Kutsche.«

Er lachte glucksend. »So haben wir nicht gewettet, Sinclair. Man kann dir nicht trauen.«

»Ich dir auch nicht.«

»Du mußt, denn ich befinde mich in der stärkeren Position. Also!«

Dieser Ghoul hatte so verdammt recht mit seinen Worten. Er brauchte die Messerspitze nur um einen Zoll nach vorn zu bewegen, dann war es um Shao geschehen.

Nie würde ich das zulassen – nie konnte ich das zulassen. Ich brauchte mich nur einmal in Sukos Situation zu versetzen. Was würde er sagen, wenn Shao etwas geschah?

Gar nicht auszudenken.

Deshalb gab es für mich keine andere Möglichkeit, als diesen Weg zu gehen.

Dann spielte der Ghoul seinen letzten Trumpf aus. »Eins ist dir doch klar, Sinclair, wenn du in die Kutsche steigst, dann nur ohne das Kreuz. Das wirst du abgeben müssen. Hast du verstanden?«

Ja, ich hatte verstanden. Sehr gut sogar. Fast zu gut. Und in meinem Innern brodelte ein Vulkan, kochte eine Hölle, aber mich dagegen sträuben, konnte ich nicht.

Man konnte es drehen und wenden, es ging kein Weg daran vorbei.

»Nimm das Kreuz ab, Sinclair!« zischte er.

Wie alle Dämonen hatte er einen regelrechten Horror vor meinem geweihten Kreuz. Ich sollte deshalb nicht mit dem Kreuz in die Kutsche steigen. Das war aber unmöglich, denn mit meinem Kreuz hätte ich sämtliche Monster zum Teufel schicken können. Ich benötigte es.

»Wenn du noch lange zögerst, töte ich sie!« drohte mir der Ghoul.

»Mensch, John…«, flüsterte Bill Conolly neben mir.

Ich winkte ab.

Der Kutscher schaute mich aus seinen leeren Augenhöhlen an. Obwohl er keine Augen besaß, war ich doch sicher, daß er jede meiner Bewegungen verfolgte.

Ich trug noch immer meinen pelzgefütterten Mantel. Aber über dem Kragen hing bereits das Kreuz. Ich brauchte die Kette nur über den Kopf zu streifen.

Tief holte ich Atem. Die eisige Luft stach in meinen Lungenflügeln. Als meine Finger die Kette berührten, spürten sie die Wärme, die das geweihte Metall ausströmte. Es meldete sich, wirkte wie ein Signal, wenn Dämonen oder finstere Mächte in der Nähe waren.

Schweren Herzens streifte ich die Kette und damit das Kreuz über den Kopf. Ich kam mir dabei vor, als würde ich ein Stück von mir selbst abgeben.

Ich hielt die Kette in der Hand, knüllte sie zusammen und ließ sie auf dem Handteller liegen.

»Weg damit!« befahl der Ghoul.

Ich schaute auf das Kreuz. Ich wußte, daß die Erzengel ihre Zeichen an den vier Enden hinterlassen hatten, und daß sie mir eventuell helfen konnten. Aber sie gaben kein Zeichen, daß sie in den Kampf eingreifen würden.

Ich mußte mich auf meine eigene Stärke verlassen.

Sekundenlang spielte ich mit dem Gedanken, das Kreuz in das widerlich fette Gesicht des Ghouls zu schleudern, doch er hätte immer noch die Chance gefunden, Shao zu erstechen.

Das Risiko war mir zu groß.

Langsam hob ich den rechten Arm und schleuderte das Kreuz weit genug von mir. Auf seiner Flugbahn blitzte es ein paarmal auf, als das Mondlicht es traf, dann aber klirrte es gegen die Mauer, fiel herunter und blieb auf dem knochenhart gefrorenen Boden liegen.

Der Ghoul kicherte wie ein Irrer. Für einen Augenblick hatte ich Angst, er würde trotzdem zustoßen, doch er beherrschte sich. Fragte sich nur, für wie lange.

Links unter der Achsel spürte ich einen vertrauten Druck. Dort steckte meine Beretta in einer Halfter aus weichem Ziegenleder. Die Pistole hatte der Ghoul vergessen, und ich sah nicht ein, daß ich sie freiwillig abgeben sollte.

Nicht mit mir.

»Jetzt steig in die Kutsche!« befahl er.

Es bereitete mir keine Mühe, denn der Schlag stand noch offen. Grimes hatte ihn nicht geschlossen, als er Shao aus der Kutsche zerrte.

Vielleicht zehn Schritte trennten mich von dem pechschwarzen Gefährt.

Langsam ging ich vor.

Jeder Schritt fiel mir ungeheuer schwer. Ich warf einen kurzen Blick über die Schulter, merkte, daß Bill etwas sagen wollte, doch er verschluckte den Satz.

Der Ghoul war zur Seite getreten, damit ich freien Eintritt hatte. Neben dem Schlag blieb ich stehen. Ich drehte den Kopf nach rechts, so daß ich den Ghoul anschauen konnte.

»Ich habe meine Bedingung erfüllt«, sagte ich, »jetzt bist du an der Reihe.«

Er lachte häßlich, öffnete den Mund, und eine widerlich riechende Atemwolke strömte mir entgegen.

Unwillkürlich hielt ich die Luft an, denn Grab- und Modergeruch sind

nicht gerade das Wahre.
»Du mußt erst in die Kutsche steigen, Sinclair«, sagte der Ghoul, »dann lasse ich sie frei!«
Ich schaute dem Ghoul ins Gesicht. Er grinste so impertinent, daß ich ihm am liebsten in die Zähne geschlagen hätte. Doch ich beherrschte mich, so schwer es auch fiel. Ich durfte mich jetzt nicht zu unüberlegten Handlungen hinreißen lassen. Sonst war Shaos Leben wirklich keinen Shilling mehr wert.
»John!« Bills Stimme hielt mich auf.
Ich hatte schon einen Fuß erhoben, um ihn auf das Trittbrett zu stellen. Jetzt wandte ich langsam den Kopf.
Bill hielt die linke Hand hoch. »Du hast es dir auch gut überlegt?« fragte er.
»Ja.«
»Ich werde dafür sorgen, John, daß Shao freigelassen wird. Glaub mir!«
»Danke, Bill.«
Neben ihm stand Harry Salem. Er sah bleich aus und unterschied sich kaum von den anderen Gestalten. Ich konnte es ihm nachfühlen. Was er in den letzten Stunden erlebt hatte, war kaum zu beschreiben. Harry hatte alle Schrecken durchgemacht, die man sich nur vorstellen konnte.
Und es war nicht einmal sicher, ob sie, das heißt Bill und er, auch mit dem Leben davonkamen. Denn den Dämonen war nicht zu trauen.
Ich warf einen letzten Blick auf Shao und Grimes, den Ghoul. Dann gab ich mir einen innerlichen Ruck und stieg in die Höllenkutsche.
Der Schlag war von innen ebenso schwarz wie von außen. Zwei Sitzbänke befanden sich gegenüber. Hartes Holz ohne Polsterung. Die Scheiben im oberen Drittel der beiden Türen schimmerten ebenfalls dunkel.
Ich nahm Platz.
Der in der Kutsche herrschende Gestank fiel mir regelrecht auf den Magen. So roch es auf einem Friedhof mit vermoderten Gräbern.
Ich wollte den Schlag zuziehen, doch ein Befehl des Ghouls stoppte die Bewegung schon im Ansatz.
»Halt, Sinclair!« rief Grimes, »du fährst nicht allein!«
Ich war wirklich überrascht. Hatte der Ghoul vielleicht vor, ebenfalls in die Kutsche zu steigen?
Nein, dieser Leichenverzehrer hatte sich etwas anderes ausgedacht. Eine wirklich höllische Begleitung für mich.
Die Monster!
Bis auf den Vampir, den Bill Conolly erledigt hatte, waren alle da. Aber sie stiegen nicht sofort in die Kutsche. Die beiden weiblichen Zombies hatten andere Plätze gefunden.

Und zwar auf dem Dach, wo ich einen Sarg gesehen hatte. Der zweite war zerstört worden, als er von der Kutsche fiel, und aus ihm war der Werwolf geklettert, mit dem der ganze Fall begonnen hatte.

Zuerst stieg das Frankenstein-Monster ein. Zum erstenmal sah ich es aus der Nähe. Ein widerliches Geschöpf, das aus mehreren Teilen zusammengewürfelt war. Das Monster setzte sich mir gegenüber. Es starrte mich mit einem irren Blick an. Die Mundwinkel waren verzogen, die Nase hing schief im Gesicht, und der Kopf zeigte eine eckige Form.

Die riesigen Hände erinnerten mich an die Schaufeln eines Baggers. Als ich genauer hinschaute, da sah ich, daß die Pranken verkehrt saßen. Die rechte Hand gehörte eigentlich nach links und umgekehrt.

Als nächste stieg das bleiche weibliche Wesen ein. Mit hölzernen Bewegungen betrat es die Kutsche, schaute sich um, sah mich und zog die lappigen Lippen auseinander.

Raubtierzähne, die an einen Löwen erinnerten, bleckten mich an.

Ich schluckte.

Die unheimliche Person quetschte sich neben den Frankenstein-Verschnitt.

Fehlten nur noch die Ghouls.

Sie kamen auch.

Zuerst roch ich sie, dann hörte ich ihre Schritte. Schließlich stiegen die schleimigen Wesen in die Kutsche.

Am liebsten hätte ich die Beretta gezogen und sie erledigt. Aber ich dachte an Shao und beherrschte mich, so schwer es mir auch fiel. Der höllische Reigen war komplett.

Zwei lagen auf dem Kutschendach in einem Sarg, die anderen saßen bei mir im Innern.

Ich atmete nur durch die Nase, denn die Ghouls hatten sich neben mich gequetscht, die Köpfe gedreht und starrten mich aus hervorquellenden Augen an.

Ich drehte mich leicht auf die linke Seite, um aus der Kutsche schauen zu können.

Im gleichen Augenblick donnerte der Ghoul den Schlag zu.

Meine Hand rutschte automatisch in den Mantelausschnitt, wo auch die Waffe steckte, doch ich sah, daß der Ghoul Shao weiterhin festhielt. Keine Chance für mich, durch die Scheibe zu feuern.

Der Kutscher knallte mit der Peitsche. Ich vernahm ein schrilles Wiehern, dann zogen die beiden Gäule an.

Meine Reise in der Höllenkutsche hatte begonnen!

***

Der Kutscher hob die Peitsche, schlug eine Acht über seinem Kopf und ließ das Leder dem Boden entgegensausen.

Blitze zuckten, sprühten zu einer Aureole auf, als die Peitschenschnur den Boden traf und im Zurückschnellen über die Körper der pechschwarzen Pferde wirbelte.

Sie zogen an.

Bill Conolly sprang zurück, als er dies sah. Aus den Nüstern der Tiere quoll grauweißer Dampf, die Hufe trommelten auf den Boden, das Geschirr klirrte, und die Räder der pechschwarzen Kutsche drehten auf der Stelle.

Dann aber rasten die Tiere los.

Als säße ihnen wirklich der Teufel im Nacken, so schnell jagten sie auf das Tor zu. Die Kutsche hinter ihnen wankte und schwankte, nur der Dämonensammler saß steif wie eine Statue auf seinem Bock.

Bill schaute dem Gefährt nach. Er hatte die Hände zu Fäusten geballt, und seine Knöchel traten hart und spitz hervor.

Dann wandte er seine Aufmerksamkeit wieder Grimes, dem Ghoul, zu. Der machte keinerlei Anstalten, Shao loszulassen und bedrohte sie noch immer mit dem Messer.

»Laß sie!« fuhr Bill den Ghoul an.

Grimes schüttelte den Kopf. »Denkst du, ich bin verrückt? Wenn ich schon einmal die Chance habe, jemand aus dem Sinclair-Team auszuschalten, so lasse ich mir diese nicht entgehen. Das kannst du mir glauben, Conolly!«

In Bill wurde die Sorge um Shao zur Wut. Neben sich hörte er Harry Salems Stimme. »Er wird uns alle umbringen!«

Der Reporter gab darauf keine Antwort. Er sprach den Ghoul an. »John Sinclair hat deine Bedingung erfüllt, jetzt bist du an der Reihe, Grimes.«

»Selbst schuld, daß Sinclair so reagiert hat«, erwiderte der Ghoul kalt. »Ich an seiner Stelle hätte es nicht getan.« Wieder kicherte er hohl.

»Ich weiß«, knirschte Bill. »Du hättest es nicht getan. Aber du bist auch nur ein mieser, dreckiger Dämonenbastard. Und dazu noch einer der widerlichsten, die es gibt.«

»Dafür werde ich dich zerreißen, Conolly!« versprach Grimes.

Bill war gerade in der richtigen Stimmung. »Das versuche mal, du Schleimbeutel…«

»Schluß jetzt!« kreischte Grimes. »Sie wird sterben, und damit hat sich die Sache!«

Bill und den Ghoul trennten etwa sechs Schritte. Eine zu große Distanz, um eingreifen zu können. Bevor Bill seine Waffe gezogen hatte, war Shao schon tot.

Eine verzweifelte, kaum zu beschreibende Situation. Wie Bill auch reagierte, er würde immer den kürzeren ziehen.

Plötzlich wich das Gefühl der Wut einem anderen. Angst breitete sich

in ihm aus. Angst um Shao, Angst um die Zukunft – und auch ein wenig um sich.

Da sah der Reporter, wie Shao mit den Augenlidern blinzelte. Sie war aus ihrer Bewußtlosigkeit erwacht und hatte alles mitbekommen. Sie senkte den Blick und starrte auf die Messerklinge.

Noch hatte der Ghoul nichts bemerkt. Noch fühlte er sich sicher. Er genoß die letzten Sekunden vor Shaos Tod, weidete sich an Bill Conollys Angst.

Und da reagierte die Chinesin.

Blitzschnell fuhren beide Hände hoch, trafen den Messerarm des Ghouls und schleuderten ihn nach oben.

Selbst Grimes brüllte erschreckt auf.

Wie eine Schlange wand sich Shao aus dem Griff des Dämons und rannte weg.

Bill war selbst überrascht, deshalb dauerte es seine Zeit, bis er die Waffe in die Hand bekam.

Dann aber feuerte Bill.

Doch er war zu aufgeregt, schoß zu überhastet, und das Silbergeschoß fegte an dem Ghoul vorbei.

Der rannte bereits auf Shao zu. Er wollte sein Opfer nicht aus den Klauen lassen.

Wieder schoß Bill.

Im selben Augenblick fiel der Ghoul in sich zusammen. Er veränderte innerhalb einer Sekunde seine körperliche Gestalt, wurde zu einem schleimigen Wesen, dessen Masse sich wie eine Lache auf dem Boden ausbreitete und irgendwo in einer Spalte versickerte.

Zurück blieb die Kleidung.

Der schwarze Anzug, der Bowler, das Hemd, die Handschuhe. Letzte Reste eines Dämons.

Doch nicht nur Bill wußte, daß er Grimes nicht besiegt hatte. Er würde zurückkehren und versuchen, Shao erneut in seine Gewalt zu bekommen. Bill Conolly hatte nur einen Teilsieg errungen, denn sein Freund John befand sich in den Klauen der Dämonen.

Shao war stehengeblieben.

Sie zitterte am gesamten Körper, und das nicht nur vor Kälte, sondern auch vor Angst.

Harry Salem stand nur da und schüttelte den Kopf. Er konnte nicht begreifen, daß sie noch am Leben waren.

Shao warf sich in Bills Arme. Sie schluchzte. Die Erleichterung bahnte sich bei ihr den Weg. Die Tränen liefen an ihren Wangen herab, und Bill befürchtete, daß sie zu Eis erstarren würden. Er nahm sein Taschentuch hervor und wischte ihr die Tränen ab.

»Okay, Shao«, sagte er. »Es ist alles okay. Wirklich. Du brauchst keine Angst mehr zu haben.«

»Aber John…«

»Er wird es schon schaffen.« Es fiel Bill Conolly schwer, die Worte auszusprechen. Doch was sollte er anderes sagen? Sollte er Shao auch an seinen eigenen Zweifeln teilhaben lassen? Nein, das auf keinen Fall. Er mußte jetzt stark sein, mußte sich optimistisch zeigen, damit Shao auch etwas aufgerichtet werden konnte.

Sie wischte sich die Tränen aus den Augenwinkeln. »Es ist schon gut, Bill. Es ist schon gut. Ich… ich war nur im ersten Augenblick so durcheinander.«

Bill stemmte Shao von sich weg. »Wir fahren gleich nach London«, sagte er. »Dort sehen wir weiter.«

»Und John?«

Der Reporter lächelte zuversichtlich. »Vielleicht finden wir eine Spur. Ich bin sogar sicher.«

Shao schüttelte den Kopf. »Ich nicht.«

Bill Conolly schaute an ihr vorbei. Im hellen Mondlicht sah er das Kreuz dicht neben der Mauer liegen. Bill schritt hin, hob es auf und steckte es ein, nachdem er es ein paar Sekunden sinnierend betrachtet hatte.

»Ich werde es dir wiederbringen, John!« versprach er. Die Worte klangen wie ein Schwur.

Jetzt spürte auch der Reporter die Kälte. Seine Finger waren blau angelaufen und steif. Zum Glück wußte er, wo der Reserveschlüssel des Bentleys aufbewahrt wurde. Er dachte noch darüber nach, ob er in den Turm gehen sollte, dorthin, wo der Höllengraf saß. Vielleicht konnte er ihm sagen, wo Asmodinas Leichenhaus lag.

Bill sprach mit Shao darüber. Sie war einverstanden, doch Harry Salem schüttelte den Kopf.

Er blickte auf seinen toten Partner. »Nein, ich gehe nicht mehr in das Schloß. Keine zehn Pferde bringen mich da jemals wieder hinein.«

»Dann wollen Sie allein hier draußen warten?« fragte Bill.

Harry schaute ihn an. Weit riß er den Mund auf. »Ich will weg!« schrie er. »Verdammt noch mal, ich will weg!«

Bill blieb stumm und biß die Zähne zusammen. Was sollte er dem guten Mann sagen? Er konnte ihn verstehen, denn Harry hatte wirklich viel durchgemacht.

»Ich muß noch einmal in den Turm«, widersprach Bill.

»Nein, Sie brauchen nicht mehr, mein Herr«, ertönte hinter den beiden Männern plötzlich eine rauhe Stimme.

Harry und Bill wandten sich um. Shao schrie erstickt auf und umklammerte Bills Arm.

Vor der Treppe zum Schloß stand der Höllengraf!

Eine Mumie, mehr nicht.

Er hatte eine leicht vornübergebeugte Haltung eingenommen. Sein

Gesicht war kaum unter den strähnigen Haaren zu erkennen. Der Count of Montano schien sich nur mit letzter Kraft aufrechtzuerhalten. Er schwankte wie ein Schilfrohr im Wind.

»Es ist vorbei…«, krächzte er. »Sie hat es mir gesagt!«

Bill schluckte. Es dauerte einige Sekunden, bis er sich von der Überraschung erholt hatte. »Wer ist sie?«

»Asmodina!«

»Und was bedeutet das?« wollte Bill wissen.

»Meine Zeit ist abgelaufen. Ich werde nicht mehr gebraucht. Der Dämonensammler hat auch seine Aufgabe erfüllt. Jetzt kann niemand mehr das Unheil aufhalten.«

Bill schob Shao zur Seite und lief auf den Höllengrafen zu. Dicht vor ihm blieb er stehen. »Was wissen Sie von Asmodinas Leichenhaus?« fragte er hastig. »Reden Sie!«

»Nicht sehr viel. Viel zu wenig!« Die Stimme klang schwach und ersterbend.

Bill packte den Alten an der Schulter und rüttelte ihn durch. »Was Sie wissen, müssen Sie mir sagen. Reißen Sie sich zusammen. Vielleicht ist doch nicht alles verloren!«

»Ich kann es nur vermuten«, erklärte der Höllengraf. »Es liegt auf irgendeiner Insel, deren Name man nicht aussprechen kann.«

Bill runzelte die Stirn. »Inseln gibt es viele«, sagte er. »Können Sie keine genauere Ortsangabe machen?«

»Im Norden!«

Damit konnte der Reporter auch nicht viel anfangen. »Wo genau im Norden? Am Nordpol, in Island…«

»Orkney!« keuchte der Höllengraf. »Es muß dort bei diesen Inseln liegen. Die Leute sagen…« Plötzlich riß er den Mund auf, und ein gräßliches Stöhnen entrang sich seiner Kehle. Er begann zu zittern, als hätte ihn ein Stromstoß getroffen.

Dann brach er in die Knie.

Hastig trat Bill Conolly einen Schritt zurück. Der Höllengraf fiel lang auf das Gesicht. Mit ausgestreckten Armen blieb er liegen. Die Finger berührten fast Bills Zehenspitzen.

Der Reporter schaute nach unten.

Die Haut des Grafen wurde plötzlich gelb. Sie schimmerte erst wie dünnes Pergament, begann zu knistern, fiel aber nicht ab, sondern blieb über den Knochen gespannt.

Bill bückte sich. Ihn kostete es Überwindung, den Höllengrafen auf den Rücken zu drehen.

Er starrte in ein Gesicht, das einem uralten Greis gehörte. Der Mund stand offen, die Augen waren verdreht und dabei weit aufgerissen. In dem Körper des Höllengrafen gab es kein Leben mehr.

Asmodina hatte an dem Verräter grausame Rache genommen. Doch

Bill kam es eher wie eine Erlösung vor. Es war gut, daß der Count of Montano nicht mehr existierte.

Bill Conolly wandte sich um.

Harry Salem schaute ihn an. »Er ist endgültig tot, nicht wahr?« fragte er mit kaum zu verstehender Stimme.

»Ja.«

»Und was machen wir mit Dean Flint?«

»Wir legen ihn in den Kofferraum und nehmen ihn mit nach London!«

»Daran hatte ich auch schon gedacht«, erwiderte Salem. »Und entschuldigen Sie bitte wegen vorhin, aber ich war so durcheinander und konnte nicht…«

Bill Conolly winkte ab. »Schon gut.«

Gemeinsam hievten sie den toten Dean Flint hoch, trugen ihn über den Burghof und legte ihn neben dem Heck des Bentleys nieder. Shao war mit ihnen gegangen. Sie und Harry schauten verwundert zu, als Bill einen Schraubenzieher aus der Tasche holte und am Rücklicht des Wagens herumfuhrwerkte.

»Was machst du da?« erkundigte sich Shao.

Bill drehte den Kopf und blickte die Chinesin von unten her wissend an. »Dort hat John einen Reserveschlüssel versteckt«, erklärte er. »Praktisch, nicht wahr?«

Shao nickte. »Das allerdings.«

Bill schraubte das Kunstglas des Rücklichts ab und holte den Wagenschlüssel hervor. »So«, sagte er, während er das Rücklicht wieder anmontierte, »einer Weiterfahrt steht nichts mehr im Wege.«

Da hatte der gute Bill recht.

Die Türschlösser waren nicht vereist, und zu dritt stiegen sie in den Wagen.

Auch diesmal sprang der Bentley gehorsam an. Bill gab behutsam Gas, wendete, und aufatmend verließen die drei Menschen den schrecklichen Ort.

Mit einer Leiche im Kofferraum!

***

Suko war fassungslos.

Shao, seine Freundin, war vor seinen Augen entführt worden. Dieser Grimes hatte ihn überlistet. Und wäre Suko nicht so reaktionsschnell gewesen, hätte er jetzt an Stelle des toten Willard dort gelegen.

Der Friedhofswärter sah schaurig aus, nachdem ihn der tödliche grüne Strahl des Dämonensammlers, gleichzeitig auch der Fahrer der Kutsche, getroffen hatte.

Seine Haut war welk geworden und zeigte einen fahlgrünen Schimmer.

Suko überzeugte sich noch einmal, ob der Mann auch tot war. Weder Herz- noch Pulsschlag waren zu hören.

Tief atmete Suko ein. Obwohl die Sorge um Shao ihn fast verrückt machte, zwang er sich, logisch zu denken. Das Telefon fiel ihm ein.

Er müßte beim Yard anrufen und berichten, was auf diesem Friedhof vorgefallen war.

Suko hatte Sir Powells Nummer im Kopf. Manchmal saß der Superintendent noch die Nacht über im Büro, doch diesmal hatte Suko kein Glück. Niemand hob ab.

Die Privatnummer wußte er ebenfalls. Suko versuchte es dort.

Nach dem dritten Klingeln meldete sich der Superintendent. Seine Stimme klang wie immer. Es schien, als hätte er überhaupt noch nicht im Bett gelegen.

»Suko?« fragte Sir Powell. »Was ist geschehen?«

»Entschuldigen Sie die Störung, Sir, aber es erscheint mir sehr wichtig. Folgendes hat sich ereignet.«

Mit ruhiger Stimme gab Suko seinen Bericht ab, während Sir Powell schweigend zuhörte.

Danach fragte er: »Wo sind Sie jetzt?«

»Noch auf dem Friedhof.«

»Gut, bleiben Sie dort. Ich schicke Ihnen einen Wagen vorbei, der den Toten abholt. Es werden Leute sein, die von mir informiert worden sind. Sie stellen keine Fragen.«

»Danke, Sir.«

»Was haben Sie sonst noch vor?« erkundigte sich der Superintendent.

»John ist wegen dieser Höllenkutsche unterwegs. Ich weiß, wo die Burg liegt. Ich werde hinfahren und nachschauen.«

»Warten Sie noch. Ich versuche, John über das Autotelefon zu erreichen. Dann melde ich mich wieder.«

Den Vorschlag fand der Chinese ausgezeichnet. Er legte auf und hoffte auf Sir Powells schnellen Rückruf.

Jede Minute zählte für Suko doppelt. Er, der an und für sich immer ruhig und ausgeglichen war, wanderte wie ein gefangener Tiger in dem kleinen Raum umher.

Fünf Schritte hin, fünf zurück.

Wann kam der Rückruf?

Minuten verstrichen. Draußen war es ruhig. Nur hin und wieder vernahm Suko ein seltsames Knacken. Es geschah immer dann, wenn von der klirrenden Kälte irgendein abgestorbener Ast brach.

Da meldete sich das Telefon. Das schrille Klingeln traf Sukos Ohren, als er gerade am weitesten von dem Apparat entfernt war. Rasch ging er hin und hob ab.

»Shao ist in Sicherheit«, sagte Sir Powell zur Begrüßung.

Suko hörte fast den Stein fallen, der ihm vom Herzen rollte. Mit dem

Handrücken wischte er sich den Schweiß von der Stirn. Er hatte sich trotz der Kälte dort angesammelt.

»Was ist mit John und Bill?«

»Mit Bill Conolly habe ich gesprochen«, erklärte Sir Powell. »Aber John war nicht zu erreichen.«

»Wieso?«

»Man hat ihn gezwungen, in die Höllenkutsche zu steigen. Hätte er dies nicht getan, wäre Shao von einem Ghoul umgebracht worden.«

»Grimes!« knirschte der Chinese.

»Ja, so hieß er wohl.« Powell räusperte sich und fuhr fort. »Wo die Kutsche genau hinfährt, ist uns nicht bekannt. Aber Bill Conolly hörte etwas von den Orkney-Inseln. Dort müßten die Nachforschungen intensiviert werden.«

»Das ist eine lange Strecke«, meinte Suko. »Wie soll diese Kutsche das schaffen?«

Sir Powell lachte etwas kratzig. »Denken Sie an die Schwarze Magie. Für sie sind Entfernungen kein Hindernis.«

Ja, das wußte Suko. Er hatte schon selbst erlebt, daß es so etwas wie Zeitsprünge gab.

»Wo will Bill Conolly jetzt hin?« erkundigte sich der Chinese.

»Zu Ihnen in die Wohnung.«

»Dann fahre ich auch sofort.«

»Warten Sie erst noch, bis die Leute da sind.«

»Haben Sie die schon bestellt, Sir?«

»Ja.«

»Dann sollen sie sich auf etwas gefaßt machen.« Suko dachte dabei an den Toten in der Leichenhalle, der von Grimes, dem Ghoul, besucht worden war.

Das Gespräch zog sich noch eine Minute hin. Dann legte Sir Powell auf.

Suko aber schlug mit der Faust auf den Tisch. John Sinclair hatte sich für Shao geopfert. Das vergaß Suko nie. Er wollte alles daransetzen, um sich zu revanchieren.

***

Die Kutsche hatte wirklich eine höllische Fahrt drauf. Kaum lag der Burghof hinter uns, da hörte ich das Knallen der Peitsche, vernahm heisere Kommandos, und die beiden pechschwarzen Gäule legten sich gewaltig ins Geschirr.

So rasch und schnell, daß ich das Gefühl hatte, die Kutsche würde umkippen. Sie legte sich erst nach links, fuhr auf zwei Rädern nur weiter und bekam dann einen Drall nach rechts, wobei sie wieder in ihre ursprüngliche Lage zurückfiel. Im ersten Augenblick dachte ich, die Federung würde brechen, weil sich das Ächzen und Knirschen

ganz danach anhörte, doch das Gefährt jagte weiter.
Wir wurden im Innern durcheinandergeschüttelt. Ich kippte zur Seite, stieß dabei einmal links, dann rechts gegen die widerlichen Ghouls, wurde anschließend nach vorn geworfen und kam mit dem Frankenstein-Verschnitt in Berührung.
Mein rechtes Knie kollidierte mit dem linken des Monsters. Dabei hatte ich das Gefühl, gegen eine Stahlplatte gestoßen zu sein. Den stechenden Schmerz spürte ich bis im Oberschenkel, wobei gleichzeitig die Frage auftauchte, aus welchem Material das Bein des Monsters wohl bestand. Vielleicht aus Eisen oder Stahl?
Der Gedanke daran stimmte mich nicht fröhlich, denn ich hatte vor, die Fahrt nicht bis zum Ziel mitzumachen, sondern vorher auszusteigen.
Ein lebensgefährliches Unterfangen, das war mir klar. Doch wenn ich erst in Asmodinas Leichenhaus steckte, waren meine Chancen noch viel geringer.
Ich drehte meinen Kopf nach links, schaute dabei an den Ghoul vorbei und warf einen Blick aus dem Fenster.
Soeben rasten wir den Berg hinab.
Aber wie!
Der unheimliche Kutscher ging die Strecke an wie ein lebensmüder Rennfahrer. Immer wieder schlug er mit der Peitsche über die Rücken der Höllengäule, und ich sah den Widerschein der Schnur leuchten.
Doch die Pferde stürzten nicht. Sie jagten unbeirrt weiter, denn sie schienen die Strecke ausgezeichnet zu kennen. Klar, die Höllenkutsche fuhr diesen Weg nicht zum erstenmal.
Manchmal glaubte ich einen feurigen Schein zu sehen. Dieser Höllenatem schien aus den Mäulern der Pferde zu strömen.
Ein Knurren des Frankenstein-Monsters ließ mich zusammenzucken. Es starrte mich an wie ein Löwe, der kurz davor stand, eine Gazelle zu verspeisen.
Ich grinste.
Jetzt, von nahem, bemerkte ich, daß das Gesicht mit zahlreichen Narben bedeckt war. Sie sahen aus wie lange Schnitte, die nicht richtig verheilt waren.
Himmel, da hatte ich mir was eingebrockt.
Automatisch glitten meine Gedanken zurück zu Shao. Hatte Grimes, der Ghoul, sie freigelassen?
Das war die große Frage, die mich quälte. Ich kannte die Dämonen und wußte, daß sie ein Versprechen nie und nimmer hielten. Man konnte ihnen nicht trauen. Sie würden immer einen Weg finden, um den Vorteil auf ihre Seite zu ziehen.
Die bleichhäutige Person neben dem Frankenstein-Monster sagte und tat überhaupt nichts. Nur hin und wieder zog sie ihre Lippen zurück

und zeigte mir ihr Raubtiergebiß mit den scharfen, nach unten gebogenen Zähnen. Solche Dinger hatte ich auch noch nicht gesehen. Es waren keine Werwolfzähne, wie ich sie kannte, sondern schlimme Reißer. Mir lief eine Gänsehaut über den Rücken.

Die Ghouls neben mir sonderten laufend stinkenden Schleim ab, der mir über den Mantel floß. Ich sah nur zu, daß er nicht an meine Hände gelangte, denn ich wollte mich auf gar keinen Fall infizieren. Ich hob meine Arme etwas an, so hatte ich die Hände auch näher an meiner Beretta, die mir Grimes gelassen hatte. Ich hätte die Waffe ziehen und um mich schießen können, aber vier Gegner auf einmal? Das war zuviel. Wenn ich einen erledigte – dabei war es fraglich, ob ich bei dem Frankenstein-Verschnitt überhaupt etwas ausrichtete –, waren immer noch drei übrig. Und die konnten mir den Garaus machen.

Wie man es drehte und wendete, ich mußte mir etwas einfallen lassen. Und das möglichst bald.

Die Kutsche raste weiter. Fast die Hälfte des Serpentinenwegs lag bereits hinter uns. Wenn ich einen Blick aus dem Fenster warf, sah ich bereits die Lichter der nächsten Ortschaft und auch das dicke Eis auf dem See, wo wir den Werwolf gejagt hatten.

Wie lange lag das schon zurück? Ein paar Stunden? Ja, mehr nicht. Aber mir kam es wie eine kleine Ewigkeit vor, denn zuviel hatte sich in der letzten Zeit ereignet.

Urplötzlich schoß die Klaue des Frankenstein-Monsters vor. Es war ein blitzschneller Griff, ich hatte ihn nicht kommen sehen. Die Hand prallte gegen meine Schulter, drückte mich zurück und nagelte mich an der Kutschenwand fest.

Wenn sie meine Kehle getroffen hätte, dann wäre es mir bestimmt so ergangen wie Dean Flint.

Wahrscheinlich hatte das Frankenstein-Monster mich bewußt nur an die Schulter gefaßt.

Er stand auf.

Trotz der Kälte brach mir der Schweiß aus. Die beiden Ghouls wurden unruhig. Sie rutschten neben mir hin und her, sonderten noch mehr Schleim ab, was für ihre Erregung sprach.

Ich schielte aus dem Fenster.

Den Berg hatten wir hinter uns gelassen und fuhren bereits auf der Straße entlang, wo auch das Haus des alten Buck Bannister lag. Hier hatte ich einmal einen Sarg von der Kutsche geholt, diesmal saß ich selbst im Innern des Gefährts.

Die Kutsche fegte an dem Haus vorbei. Ich sah das einsame Licht hinter dem Fenster, dann umfing uns wieder die Dunkelheit der Winternacht.

Frankenstein stieß ein drohendes Knurren aus.

Es galt nicht mir, sondern den beiden Ghouls. Sie wußten, was sie zu tun hatten, standen auf und setzten sich neben das bleichhäutige Wesen auf die Bank.

Jetzt gehörte ich Frankenstein.

Eine Handspanne vor meinem Gesicht sah ich seine schreckliche Fratze.

Lippen hatte er so gut wie keine. Als er nun den Mund öffnete, hatte ich das Gefühl, in eine Höhle zu schauen.

Wie ein Stromstoß durchfuhr es mich, als ich sein blitzendes Gebiß sah. Das war kein zahnartiges Gebiß, es bestand aus zwei Platten. Eine im Oberkiefer, die andere im Unterkiefer.

Und diese Platten sahen so scharf aus, als könnten sie glatt einen Holztisch durchtrennen.

Ich hielt die Luft an. Mein Herz hörte ich im Hals schlagen, es trommelte gegen die Rippen, und meine Hand wollte in den Mantelausschnitt rutschen, um nach der Beretta zu fingern.

Der Frankenstein-Verschnitt schien zu ahnen, was ich vorhatte, denn seine freie Hand schlug sofort zu.

Ein Hammer mußte mich getroffen haben. So sehr spürte ich den Schlag. Ich hoffte nur, daß nichts gebrochen war.

Der Druck auf meiner Schulter wurde stärker. Wie Eisenklammern waren die Finger. Während ich keuchend atmete, fragte ich mich, was an diesem Monster wohl normal war.

Wahrscheinlich nichts.

Ich saß da und zitterte.

Sekunden dehnten sich. Was hatte das Monster vor? Wie würde es reagieren? Sollte ich in dieser verdammten Kutsche letzten Endes doch noch sterben?

Nein!

Urplötzlich ließ der Druck nach. Das Monster bewegte sich wieder zurück, auf die andere Sitzbank zu.

Neben mir war die Bank noch frei. Die beiden Ghouls mußten sich erst umorientieren.

Meine Chance?

Zum Henker, ich versuchte es.

Blitzschnell sprang ich hoch, achtete dabei auch nicht auf die Schmerzen in meinem Handgelenk und hatte bereits die Tür aufgerissen, bevor das Frankenstein-Monster reagierte.

Mit der linken Hand stieß ich den Schlag auf, mit der rechten griff ich nach meiner Beretta, zog sie aus dem Halfter, drehte mich halb und wollte auf den Frankenstein-Verschnitt feuern. Dabei klammerte ich mich an der offenen Tür fest.

Der Schlag fiel nach außen. Ich machte die Bewegung zwangsläufig mit, konnte aber auf dem Trittbrett Halt finden.

Abspringen! Du mußt abspringen! schrie es in mir.
Da trieb der Kutscher die Pferde noch einmal an. Das Gefährt wurde schneller. Die Räder schienen den Boden kaum zu berühren. Ich hing außen vor der Kutsche und sah, wie aus dem Innern einer der beiden Ghouls nach mir griff.
Da feuerte ich!
Aus der Entfernung konnte ich ihn nicht verfehlen. Die geweihte Silberkugel, die eigentlich dem Frankenstein-Monster gegolten hatte, tötete den Ghoul.
Er wurde zurückgeworfen und stieß ein klagendes Geräusch aus, das mich an das Heulen eines Tieres erinnerte, fiel zwischen die Sitzbänke, zuckte und verging.
Ich stand und klammerte mich noch immer an der offenen Tür fest, mit einem Bein auf dem Trittbrett stehend. Der eiskalte Wind zerrte an meinen Haaren, ließ den Mantel flattern und knattern wie eine riesige Fahne.
Sollte ich den Absprung wagen?
Ich zögerte zu lange.
Denn im gleichen Augenblick fuhr die Kutsche in eine scharfe Kurve, so daß die Fliehkraft die Tür wieder nach innen warf und mich natürlich mit.
Jetzt war ich den drei Bestien ausgeliefert. Von der vierten war nur noch eine stinkende Lache übriggeblieben.
Ich wollte abermals feuern, da warf sich das Frankenstein-Monster vor.
Diesmal in der Absicht, mich zu töten!

***

Wenige Minuten später lenkte auch Bill Conolly den Bentley über die Serpentinen talabwärts.
Die Fahrt gestaltete sich noch schwieriger als die Hinfahrt, denn bergab waren die Kurven schwerer zu nehmen. Zudem hatte es noch stärker gefroren, auf vielen Steinen lag das Eis als eine glänzende Schicht.
Bill lenkte vorsichtig.
Shao saß neben ihm. Hin und wieder warf sie ihm einen lächelnden Blick zu. Bill sah in ihren Augen die Dankbarkeit leuchten. »Das wird Suko dir nie vergessen«, sagte sie leise.
Bill winkte ab. »Vergiß es.«
»Nein, Bill.« Shao schüttelte den Kopf.
»Wenn du und John nicht gewesen wären, dann…«
»Hör endlich auf!« knurrte Bill Conolly. »Suko hätte an meiner oder Johns Stelle nicht anders gehandelt.«
»Ich weiß. Trotzdem…«

»Ich muß mich auf den Weg konzentrieren, Shao. Tu mir den Gefallen und laß dieses Thema.«

»Okay.«

Die beiden hellen Lichtlanzen stachen in die Dunkelheit. Bill Conolly kam alles so unwirklich vor. Er saß jetzt mit Shao und Harry Salem im Wagen und fuhr der Zivilisation entgegen, während vor einer halben Stunde noch ihr Leben auf des Messers Schneide gestanden hatte.

Bills Gedanken bewegten sich bereits in der Zukunft. Er dachte über Asmodinas Leichenhaus nach. Es sollte oben auf den Orkney-Inseln liegen, aber wo?

Das Summen des Autotelefons unterbrach seinen Gedankenfluß. Der Reporter hob ab.

Er lauschte. »Sir Powell, Sie?«

Auch Shao schaute verdutzt.

Dann gab Bill Conolly einen detaillierten Bericht durch. Das war gar nicht so einfach, sprechen und fahren. Diese Strecke verlangte Bill Conolly alles ab.

Schließlich legte er auf.

»Was hat er gesagt?« fragte Shao.

Der Reporter lächelte. »Suko macht sich große Sorgen um dich. Nun ist alles vorbei.«

»Ich weiß nicht so recht.«

Zwei Minuten später hatten sie den Serpentinenweg hinter sich gelassen. Weiter vorn schimmerte schon das Licht von Buck Bannisters einsam gelegenem Haus.

Sicher würde der Alte den Wagen sehen und sein Haus verlassen. Bill beschloß, für diesen kurzen Moment anzuhalten.

Die Reifen des Bentleys schüttelten über den harten Boden. Harry Salem saß im Fond und schaute stur geradeaus. Seine Gedanken drehten sich um den Tod seines Partners. Wie leicht hätte es ihm ebenso ergehen können!

Buck Bannister verließ tatsächlich sein Haus, als der Bentley sich dem Gebäude näherte. Der alte Mann schwenkte eine Sturmlaterne und stellte sich auf die Straße. Das Licht pendelte hin und her. Ein Stoppsignal für den Autofahrer.

Bill Conolly bremste. Der schwere Bentley hielt neben Buck Bannister, und Bill stieg aus.

Er hatte den Türgriff bereits in der Hand, da fragte Shao: »Was ist los, Bill?«

Der Reporter wandte den Kopf. »Ich muß mit dem Mann reden.«

»Okay, aber nicht zu lange.«

»Nein, nein.«

Buck Bannister hob die Sturmlaterne hoch und leuchtete Bill Conolly ins Gesicht. »Sie sind es, Mister? Wo ist ihr Partner?«

Bill biß die Zähne zusammen. »Das ist eine lange Geschichte«, sagte er. »Eine sehr lange sogar.«

»Ist er tot?«

»Nein!«

Buck Bannister atmete beruhigt auf. »Das ist schon viel wert. Hält man ihn gefangen?«

»Ja, so ähnlich. John Sinclair wurde gezwungen, in die Kutsche zu steigen. Er ist entführt worden.«

Der Alte stöhnte auf. »Das ist nicht möglich«, murmelte er.

»Doch, es ist die Wahrheit.« Bill trat von einem Fuß auf den anderen, weil ihm kalt war. »Und ich kenne sogar das Ziel der Kutsche.«

Die Augen des Alten blitzten. »Sagen Sie es!«

»Asmodinas Leichenhaus!«

Buck Bannister schüttelte den Kopf. »Nie gehört.«

»Denken Sie nach!«

»Nein, Mister. Asmodinas Leichenhaus kenne ich nicht. Hört sich aber schlimm an.«

Bill nickte. »Das kann man wohl sagen. Es soll auf den Orkney-Inseln liegen.«

»Wirklich, ich weiß es nicht«, antwortete der alte Bannister. »Glauben Sie mir.«

»Okay.« Bill schlug dem Mann auf die Schulter. »Sie haben uns auf jeden Fall sehr geholfen. Und dafür danke ich Ihnen, Mr. Bannister!«

Der Alte schüttelte unwirsch den Kopf. »Hören Sie auf! Ihr Kollege ist verschwunden, und Sie reden von Dank. Sie haben verloren, Mister, einfach den kürzeren gezogen. Die da oben.« Er hob die Hand und deutete zur Burg, »die sind immer stärker.«

»Wir werden sehen.« Der Reporter drehte sich um und stieg wieder in den Wagen. Er hatte den Oberkörper zur Hälfte hineingeschoben, da sagte Harry Salem: »Augenblick mal.«

Bill verharrte in seiner Stellung. »Was ist los?«

Harry schaute den Reporter aus großen Augen an. »Im Kofferraum, ich… ich habe etwas gehört.«

»Was?«

»Kann ich nicht genau deuten.«

Bill schob den Kopf etwas vor. Seine und Shaos Blicke trafen sich.

»Ich habe nichts gehört«, sagte die Chinesin.

Dem Reporter lief eine Gänsehaut über den Rücken. Er schob seinen Körper wieder ins Freie und zog die Beretta.

Die erstaunten Augen des alten Bannister veranlaßten Bill Conolly zu einer Erklärung. »Gehen Sie ins Haus, Mr. Bannister. Wir – das heißt – Harry Salem hat Geräusche aus dem Kofferraum gehört. Ich muß nachschauen.«

»Ist da jemand drin?«

»Ja.«

Mit schußbereiter Waffe trat Bill Conolly gegen das Heck des Wagens. Den Schlüssel hatte er vorher an sich genommen. Mit der linken Hand schob er ihn ins Schloß.

Sein Herz klopfte schneller vor Aufregung und Anspannung. Er überlegte, ob dieser Tote überhaupt nach menschlichem Ermessen gestorben war oder noch als Untoter ein schreckliches Dasein führte.

Bill Conolly drehte die Hand. Der Kofferraumdeckel schwang nach oben.

Rasch trat der Reporter einen Schritt zurück. Er rechnete damit, daß ihm die lebende Leiche entgegenschnellen würde, doch das geschah nicht. Alles blieb ruhig.

Bill ging wieder vor. Das kleine Licht erhellte das Innere des Kofferraums. Conolly schaute in den Kofferraum hinein – und sah das Skelett auf dem Boden.

Für einen winzigen Augenblick schloß er die Augen. Damit hatte er nicht gerechnet.

»Was ist?« Hinter sich vernahm er die Stimme des alten Bannister. Langsam trat der Mann näher.

»Sehen Sie selbst.«

Buck Bannister preßte die Hand gegen seinen Mund. »Mein Gott«, flüsterte er. »Was hat das zu bedeuten?«

Bill hob die Schultern. »Ich habe keine Ahnung. Aber erklären Sie mal die Schwarze Magie.«

Der Alte nickte. »Ja, es ist schlimm.« Er beugte sich etwas vor. »Was wollen Sie mit dem Knochengestell anstellen? Im Kofferraum lassen?«

»Nein.« Bills Blick war auf eine Decke gefallen, die immer dort hinten lag. Er breitete sie so gut es ging auseinander und legte die einzelnen Knochen darauf. Sie ließen sich leicht voneinander lösen. Als sämtliche Teile auf der Decke lagen, rollte er sie zusammen und hob sie aus dem Kofferraum. Er reichte sie dem alten Bannister.

»Was soll ich damit?«

»Wollen Sie den Mann nicht begraben?«

Buck Bannister runzelte die Stirn. »Ist schon gut, Mister. Geben Sie her. Wenn der Boden nicht mehr so stark gefroren ist, mache ich mich an die Arbeit.«

»Danke.«

Auch Shao und Harry Salem waren ausgestiegen. Sie hatten mitbekommen, was Bill dort aus dem Kofferraum holte.

Salem wischte sich über die Augen. »Jetzt ist es wohl endgültig vorbei, nicht wahr?«

»Ja, Mr. Bannister.«

Bill Conolly stieg wieder in den Bentley und schlug die Tür zu. Er startete.

Der Wagen rollte an.
Buck Bannister, die Burg, ein schreckliches Abenteuer, all das blieb hinter ihnen zurück.
Doch die Zukunft sah ebenso düster aus!

***

Suko hielt sich vor der Leichenhalle auf und wartete auf die von Sir Powell angekündigten Männer der Spezialistentruppe. Die Kälte spürte der Chinese kaum, seine Stimmung hatte sich gewandelt. Er freute sich wie ein kleines Kind, daß Shao noch lebte.
Nach wie vor lag der Friedhof ruhig vor ihm. Nichts deutete daraufhin, welch ein Drama sich dort abgespielt hatte. Die kalte Winternacht bedeckte alles mit einem großen dunklen Tuch.
Hin und wieder trat Suko an das Tor, um einen Blick auf die Straße zu werfen.
Kein Scheinwerferpaar erhellte die Dunkelheit. Die Spezialisten ließen sich Zeit.
Suko ging zurück und betrat das Leichenhaus. Dort war es wärmer als draußen.
Langsam schritt er über den langen kalten Steinflur. Er trat nicht besonders fest auf, und deshalb vernahm er auch das Geräusch aus dem kleinen Raum, in dem sich der Tote befand.
Es war ein Schaben und Rutschen – dann ein Fall.
Sukos Augen wurden noch schmaler.
Er ging vor, erreichte nach drei Schritten die Tür und betrat das Zimmer.
Auf der Schwelle blieb er stehen. Sein Gehirn konnte nicht fassen, was die Augen sahen.
Der Tote mit der grünen Haut löste sich auf!
Es war keine Täuschung. Ken Willard, der Friedhofswächter, verging tatsächlich.
Die Haut knisterte ab, als bestünde sie aus Papier. Blanke Knochen schienen Suko höhnisch anzugrinsen. Mit Schaudern dachte er daran, daß ihm das gleiche hätte passieren können, hätte er nicht schnell reagiert, als der Strahl aus dem Monokel auf ihn zuschoß.
Der Chinese beobachtete weiter. Ken Willard hatte bisher auf dem Stuhl gesessen, rutschte jedoch herab und fiel zu Boden, wo seine blanken Knochen liegenblieben.
Tief atmete Suko ein.
Er stand vor einem Rätsel und konnte sich diesen Auflöseprozeß nur damit erklären, daß dieser Strahl, wenn er traf, erst später seine Magie ausspielte.
Suko ahnte in diesem Augenblick noch nicht, daß auch Bill Conolly dieses Phänomen erlebt hatte. Die unbekannte Magie raffte die

Personen dahin, die für sie nicht mehr wertvoll genug waren.

Der Chinese verließ den kleinen Raum. Er hatte Automotoren gehört, und schon wenig später betraten vier Männer das Leichenhaus. Zwei davon trugen Uniformen, die anderen Zivil. Letztere hatte Suko bereits mehrmals im Yard-Building gesehen.

Von ihnen wurde der Chinese auch angesprochen. Suko gab keine große Erklärung ab, sondern sagte nur: »Kommen Sie mit, Gentlemen.«

Er führte sie zuerst zu dem Skelett. Auch die Polizisten waren schockiert. Sie bekamen allerdings noch einen weit größeren Schock, als Suko sie in die Aufbewahrungshalle führte.

Zwei Männern wurde schlecht.

Die anderen beiden bekamen ebenfalls grüne Gesichter. Einer lief dann hinaus, und der letzte wischte sich mit einem roten Taschentuch den Schweiß von der Stirn.

Suko legte ihm die Hand auf die Schulter. »Kommen Sie, wir gehen. Hier ist nichts mehr zu machen.«

Der Mann nickte.

Draußen zündete er sich eine Zigarette an und zog den Rauch tief in die Lungen. »Was ist das nur für eine Welt?« flüsterte er.

Suko hob die Schultern. Eine genaue Antwort konnte er dem Mann auch nicht geben.

***

Meine linke Hand lag noch auf dem Türgriff, als der Frankenstein-Verschnitt auf mich losstürmte. In einer Reflexbewegung stieß ich die Tür auf, klammerte mich aber weiter fest, knallte mitsamt der Tür hart gegen die äußere Kutschenwand und hatte, bevor ich wieder zurückgeschleudert wurde, zwei Sekunden Luft.

Diese Zeit reichte aus.

Frankenstein fegte an mir vorbei. Seine Fäuste fuhren hautnah über meinen Kopf hinweg, dann hechtete das Monster, getragen von seinem eigenen Schwung, ins Freie. Ich sah gerade noch, wie es auf den Boden prallte und sich dabei mehrmals überschlug.

Die Tür schwang hin und her.

Einmal vor, dann wieder zurück.

Meine Beretta bekam ich nicht in die richtige Schußposition, da ich beide Hände benötigte, um auf der schmalen Stufe das Gleichgewicht zu halten.

Und die schwarze Kutsche raste weiter.

Der zweite Ghoul beugte sich vor. Seine schleimige Hand griff nach mir.

Ich konnte den Fuß heben und trat zu.

Der Ghoul kippte zurück.

Das bleichhäutige Wesen ließ sich nicht sehen. Es war zwar aufgestanden, irrte aber im Innern der Kutsche hin und her, wobei es die Arme ausgestreckt hatte, um sich abzustützen, wenn das Gefährt zu sehr schwankte.

Der eisige Wind stach mir wie mit tausend Nadeln ins Gesicht. Ich bekam kaum Luft, doch jetzt, wo das Frankenstein-Monster aus der Kutsche gefallen war, sah ich wieder Land.

Ich dachte plötzlich nicht mehr daran, abzuspringen, sondern wollte dem Kutscher an den Kragen.

Er mußte die Kutsche stoppen!

Nur – wie sollte ich das anstellen?

Obwohl die Situation lebensgefährlich war, flirrten in diesen Augenblicken Bilder aus Westernfilmen vor meinem geistigen Auge. Ich dachte daran, wie die Helden sich von den galoppierenden Pferden warfen, auf die Zugtiere zuhechteten und diese zum Stehen brachten.

Wahrlich, artistische Leistungen.

Ich war zwar gut durchtrainiert, besaß auch eine ausgezeichnete Kondition, aber als Stuntman konnte ich beim besten Willen nicht eingesetzt werden.

Und doch mußte ich es wagen.

Allerdings nicht vom Pferd aus, sondern von der dahinrasenden Kutsche, die immer wieder durch sich im Boden befindliche Schlaglöcher schwer erschüttert wurde.

Auch ich bekam die Schläge zu spüren. Jeder einzelne pflanzte sich bis in meinen letzten Gehirnwinkel fort.

Ich hob den Kopf. Es mußte mir gelingen, auf das Dach der Kutsche zu klettern. War das überhaupt zu schaffen?

Das bleichhäutige Wesen mit den gefährlichen Löwenzähnen tauchte wieder in dem offenen Verschlag auf. Diesmal zog es sich nicht zurück. Mit einer Hand klammerte es sich an der Haltestange fest. Der Fahrtwind fuhr auf das Monster zu und zerzauste dessen Haar.

Wenn ich auf das Dach der Kutsche gelangen wollte, mußte ich das Wesen verscheuchen.

Wieder trat ich zu.

Diesmal jedoch zu kurz. Mein Fuß streifte nicht einmal die Brust, trotzdem zuckte die Bleichhäutige zurück.

Auch der übriggebliebene Ghoul ließ sich nicht blicken, so daß ich die Zeit ausnützte.

Meinen rechten Arm streckte ich aus, beugte dabei den Oberkörper so weit es ging nach vorn und bekam mit den Fingerspitzen den Dachrand über der Tür zu fassen. Zum Glück lief dort eine schmale Regenrinne entlang, so daß ich mich einigermaßen festhalten konnte.

Ich befand mich in einer abenteuerlichen Stellung. Das linke Bein noch auf dem unter der Tür befestigten Trittbrett, das andere in der

Kutsche, den rechten Arm am Dach, und die linke Hand hielt den Türgriff.

Wenn die beiden Monster jetzt auftauchten, dann hatten sie mich.

Sie hielten sich aber zurück.

Noch einmal saugte ich die eisige Luft in die Lungen und stieß mich dann ab.

Das linke Bein und die linke Hand verloren den Halt. Für Bruchteile von Sekunden schwebte ich halb in der Luft und betete, daß die Kutsche nicht wieder ein Schlagloch durchraste.

Meine Befürchtung trat nicht ein.

Dann griff ich mit der linken Hand ebenfalls nach der Regenrinne, klammerte mich eisern fest und zog auch das Bein nach.

Jetzt stand ich in der offenen Luke, während hinter mir die Tür immer wieder wie ein alter Fensterflügel gegen die Außenwand klapperte.

Der schwierigste Teil lag hinter mir.

Mit einem Klimmzug mußte ich mich auf das Dach schwingen.

Ich sammelte alle Kräfte. Ein Ruck – und…

Tatsächlich, ich schaffte es. Stück für Stück kam ich höher, biß die Zähne zusammen, daß es knirschte, und schon bald konnte ich meinen Oberkörper auf das Dach beugen.

Geschafft!

Oder fast, denn im selben Augenblick faßten eiskalte Hände nach mir.

Totenklauen…

Sie griffen nach meinen Waden. Da die Hose hochgerutscht war, fühlte ich sie auf meiner Haut.

Wild trat ich mehrere Male zu.

Wohin ich traf, sah ich nicht. Ich spürte nur einen etwas weichen Widerstand, dann verschwanden die kalten Finger.

Nun zog ich mich völlig in die Höhe, schwang zuerst das rechte Bein über den Dachrand und dann das linke.

Ich war oben!

Endlich.

Ein paar Sekunden ruhte ich mich aus, wobei ich mich um sichereren Halt bemühte. Ich mußte mir eine Pause gönnen, denn mir stand noch ein harter Kampf bevor.

Ich lag auf der Fläche, wo sich sonst der zweite Sarg befunden hatte.

Jetzt stand nur noch einer auf dem Dach. Ich wußte, daß er belegt war. Automatisch traf ihn mein Blick.

Da sah ich, wie sich der schwere Deckel ganz langsam nach oben bewegte.

Die lebenden Toten stiegen aus!

***

Die Landschaft hatte ihr Gesicht verändert. Waren vorher im Osten schattenhaft bleich die Berge zu sehen gewesen, so fuhren sie jetzt durch eine Ebene, die so typisch für die Provinz Kent ist.

Weites Land, dessen Eigentümer Grafen und Herzöge waren. Zum Teil hatten sie das Land verpachtet oder später verkauft. Letzteres oft an deutsche Anleger, die ihr Vermögen und Schwarzes Geld günstig anlegen wollten.

Das alles interessierte Bill Conolly nur am Rande. Er hatte andere Sorgen. Der Reporter wollte so rasch wie möglich London erreichen.

Was gar nicht so einfach war.

Hin und wieder fuhren sie zwar über trockene Straßenteilstücke, doch oft lauerten Eisfallen auf sie. Besonders an wind- und sonnengeschützten Stellen.

Bill ging regelmäßig mit der Geschwindigkeit herunter, wenn welche Teilstücke in Sicht kamen.

Shao war eingeschlafen. Ihr Kopf lehnte an der Nackenstütze, die Augen hielt sie geschlossen. Der Widerschein der Armaturenbeleuchtung glitt über ihr apartes Gesicht.

Durch den Innenspiegel konnte Bill Conolly auch in den Fond schauen. Dort saß Harry Salem. Er schlief nicht, sondern hatte den Kopf gesenkt und grübelte.

Bill ließ ihn.

Immer wieder kehrten seine Gedanken zum Ausgangspunkt des Abenteuers zurück. Er dachte an die Höllenkutsche, auch an mich und natürlich an Asmodinas Leichenhaus.

Wenn Bill Conolly erst in London war, dann wollte er so rasch wie möglich hoch zu den Orkney-Inseln, um dort weitere Nachforschungen anzustellen.

Irgendwie mußte dieses Leichenhaus doch zu finden sein! Und damit auch John Sinclair.

Bill Conolly erreichte eine Flußau. Hier war es feuchter. Nebel hatte sich gebildet, kroch dem Boden entgegen und gefror auf der Straße zu Eis.

Der Reporter fuhr nur im Zehn-Meilen-Tempo. Zweimal schon hatten die Räder durchgedreht.

Der Nachtnebel verdichtete sich zu regelrechten Wolken und trieb wie von Geisterhänden bewegt über die Fahrbahn. In den Scheinwerferbahnen dampfte und bewegte es sich, auf der Straße glitzerten unzählige kleine Eiskristalle.

Bill hatte sich vorgebeugt. Längst saß er nicht mehr so entspannt hinter dem Steuer.

Langsam näherte sich der Bentley einer Kreuzung.

Rechts und links der Straße befand sich freies Feld. Parallel dazu liefen zwei Gräben.

Und von rechts tauchte plötzlich die Gestalt auf. Sie kam aus dem Nebel wie ein Geist, sprang auf die Fahrbahn und blieb vor dem Bentley stehen.
Bill bremste.
Er hatte unwillkürlich das Pedal nach unten getreten, denn die Gestalt vor dem Wagen kannte er.
Es war das Frankenstein-Monster!

***

Suko stellte seine schwere Harley in der Tiefgarage ab und wischte sich aufatmend über die Stirn. Es war gar nicht so einfach gewesen, bei dieser Glätte durch die Straßen von London zu fahren, besonders nahe der Themse war es schlimm.
Drei Unfälle hatte Suko gesehen. Die Wagen waren ineinandergeschoben wie Streichholzschachteln. Wie es aussah, hatten die Fahrer die winterlichen Verhältnisse unterschätzt.
Mit dem Lift fuhr Suko hoch zu seiner Wohnung. Er schloß das Apartment auf, machte Licht und ging in den Livingroom.
Es war noch niemand da. Nur die Heizung summte, das einzige Geräusch in der Stille.
An Schlaf war nicht zu denken. Suko ging in die kleine Küche und brühte sich einen Tee auf.
In kleinen Schlucken trank er das heiße Getränk. Den Tee kaufte er in einem Geschäft, das nur spezielle Sorten führte. Dieser hier stammte aus China.
Suko kam sich einsam vor. Das Warten machte ihn nervös. Besonders deshalb, da er seinen Partner nicht in der Nähe wußte.
John war entführt worden!
Und Suko konnte nichts tun.
Die Zeit verging.
Bereits vier Stunden nach Mitternacht. Jetzt standen schon die ersten Menschen auf, die zur Frühschicht mußten. Der Chinese hatte noch kein Bett gesehen.
Im Raum brannte nur eine Lampe. Sie verbreitete einen milchigen Schein und ließ die meisten Ecken im Dunkeln.
Suko hatte die Teetasse mitgenommen und nahm hin und wieder einen Schluck.
Plötzlich schellte es.
Wie ein Blitzstrahl fuhr Suko in seinem Sessel hoch. Das war Shao, sie mußte es sein.
Selten war Suko so rasch an der Tür gewesen, öffnete mit strahlendem Gesicht, doch sein Lächeln erlosch und machte unbegreiflichem Staunen Platz.
Nicht Shao hatte geklingelt, sondern Jane Collins.

Und neben ihr stand Myxin, der Magier!

***

Der Wind heulte mir um die Ohren. Manchmal hörte ich das Schreien des Kutschers, doch ich achtete nicht darauf. Ich hatte nur Augen für den Sarg, dessen Deckel immer höher gehoben wurde.

Eine Hand tauchte auf.

Eine bleiche Leichenhand, an deren Gelenk ein Kettenglied rasselte.

Ich lag auf dem Bauch. Die Beretta hatte ich bei meinen lebensgefährlichen Turnübungen nicht mehr in die Halfter gesteckt, sondern in meine rechte Manteltasche geschoben.

Dort spürte ich vertrauensvoll ihr Gewicht.

Ich fingerte die Waffe hervor und mußte mich dabei auf die Seite legen, während der Sargdeckel immer höher geschoben wurde.

Plötzlich gab es einen Ruck.

Ich hatte einen Augenblick lang mörderische Angst, bei voller Geschwindigkeit vom Kutschendach zu fallen, doch meine Finger griffen zu und bekamen die Regenrinne zu packen.

Hart hielt ich mich fest.

Das rechte Bein rutschte über das Dach der Kutsche, mein Oberkörper wollte der Abwärtsbewegung folgen, doch ich konnte mich gerade noch fangen und blieb liegen.

Der Sargdeckel fiel.

Er polterte auf das Dach, drehte sich einmal nach rechts, bekam Fahrt und rutschte ab.

Neben der Kutsche knallte er auf den Boden.

Ein Zombie hatte den Sarg bereits verlassen, und mir war es noch immer nicht gelungen, meine Beretta zu ziehen.

Die erste weibliche Untote kroch auf mich zu. Es war klar, daß auch dieses Wesen Schwierigkeiten hatte, auf dem Dach der dahinrasenden Kutsche die Balance zu halten. Denn auch diese Wesen gehorchten den Gesetzen der Fliehkraft.

Ich ging in die Hocke.

Wir belauerten uns wie zwei Raubtiere. Deutlich sah ich den stumpfen Ausdruck in den Augen der lebenden Leiche, und ich wußte, daß sie mich töten wollte.

Wahrscheinlich erwürgen.

Endlich bekam ich die Beretta frei.

Einen Ghoul hatte ich bereits damit ausgeschaltet, und auch dieser Zombie würde mir nichts mehr entgegenzusetzen haben.

Ich verlagerte mein Gewicht auf die linke Seite, während die zweite Untote aus dem Sarg kroch.

Da feuerte ich.

Vor der Mündung zuckte ein gelber Blitz auf, und die Kugel hieb in

den Körper des weiblichen Zombies. Die Untote warf den Kopf in den Nacken. Sie riß den Mund auf, doch nicht einmal ein Röcheln drang daraus hervor. Vielleicht hörte ich es auch nicht, denn der Fahrtwind brauste und jammerte mir um die Ohren.

Schwer fiel das Monster zur Seite, wurde von der Fliehkraft herumgewirbelt und verschwand über dem Rand.

Jetzt hatte ich nur noch eine Untote vor mir.

Arme schossen vor, Hände wollten nach meiner Kehle greifen, ich konnte nicht so schnell reagieren, und die Totenklaue schlug mir die Waffenhand zur Seite.

Dabei prallte die Kette in mein Gesicht und riß mir die kalte Haut auf.

Ich verbiß mir den Schmerz, denn die kleine Wunde tat weh. Dann schoß meine linke Faust hoch.

Die Untote wurde getroffen und fiel zurück. Bis gegen den Sarg, der jedoch weiterrutschte, das Übergewicht bekam und nach unten fiel.

Abermals ein stummer Zeuge unserer Höllenfahrt!

Der Kutscher fuhr unbeirrt weiter. Er kümmerte sich gar nicht um den Kampf, obwohl er wissen mußte, was hier oben geschah.

Mir sollte es egal sein, ich mußte sowieso erst einmal mit der Untoten fertig werden.

Obwohl dieses Wesen kein Gedächtnis besaß, hatte es doch so etwas wie Instinkt. Und es wußte, daß ihm die Pistole gefährlich werden konnte, deshalb versuchte es, nach meiner rechten Hand zu greifen, um mir die Waffe zu entreißen.

Ich nahm den Arm zur Seite.

Wieder bekam ich einen Schlag. Diesmal jedoch prallte die Kette gegen meine Schulter, und die wurde durch den Mantel geschützt. Knurrend versuchte das Wesen, sich auf mich zu werfen. Ich roch den fauligen Grabesgestank, sah die eingefallene Haut und das schiefe Gesicht.

Blitzschnell winkelte ich den Arm an und rammte den Ellenbogen hoch. Der Schlag traf die Kinnspitze.

Das untote Wesen kippte zurück.

Jetzt hatte ich freie Bahn und schoß noch im Liegen. Das Silbergeschoß traf tödlich. Der weibliche Zombie wurde von dem Einschlag zurückgeworfen und kippte über das Dach.

Ich hatte gesiegt.

Zwar nicht auf der ganzen Linie, aber immerhin. Ein Anfang war gemacht. Lang legte ich mich hin und erholte mich – erst einmal. Der Kampf hatte mich ganz schön geschlaucht. Meine Lungen arbeiteten wie Blasebälge, aber da war noch der Kutscher, denn ihn wollte ich auch packen.

Ich drehte mich auf dem Koppelschloß und kroch zum vorderen

Rand der Kutsche.
Als ich ihn erreichte, konnte ich auf den Bock schauen.
Allerdings machte das Gefährt wieder einen Sprung, so daß ich zurückgeschleudert wurde.
Noch einmal das gleiche, diesmal jedoch nur die Hälfte der vorherigen Strecke.
Die Ablaufrinne umzog das gesamte Kutschendach. Wieder fand ich einigermaßen Halt.
Diesmal jedoch griff ich mit der linken Hand stärker zu, denn in der rechten hielt ich nach wie vor die Beretta. Ich wollte sie nicht erst noch hervorholen.
Vorsichtig schob ich mich weiter.
Mein Haaransatz glitt über den Rand der Kutsche, meine Stirn, die Augen…
Da traf es mich wie ein Donnerschlag.
Der Kutschbock war leer!

***

»Das gibt es doch nicht!« flüsterte Bill Conolly und wischte sich über die Augen.
Er war keiner Halluzination erlegen, das Monster stand dort tatsächlich.
»Was ist denn?« Shao fragte es. Sie war wach geworden und rieb sich die Augen.
»Ach nichts, ich…«
Plötzlich schrie Shao auf. Jetzt hatte auch sie den Frankenstein-Verschnitt gesehen. Die Chinesin begann zu zittern, ängstlich starrte sie den Reporter an.
Bill spürte warmen Atem in seinem Nacken. Harry Salem hatte sich vorgebeugt und schaute zwischen Shao und Bill durch die breite Frontscheibe des Bentleys.
»Das Monster!« hauchte er.
Auch Bill rieselte eine Gänsehaut über den Rücken, denn er wußte, daß sie gegen den Unheimlichen keine Chance hatten.
Frankenstein setzte sich in Bewegung. Schwerfällig, mit plumpen Schritten ging er auf die lange Kühlerschnauze zu. Die Arme hatte er angewinkelt, die schaufelgroßen Hände zu Fäusten geballt. Damit konnte er einen Pfahl ungespitzt in die Erde rammen.
Obwohl sich Bill der großen Gefahr bewußt war, in der sie schwebten, fragte er sich doch, woher dieses Monster kam. Das war normalerweise unmöglich, denn es hatte mit mir in der Kutsche gesessen. Oder es war ausgestiegen.
Nur – weshalb?
Bill brauchte sich darüber nicht mehr den Kopf zu zerbrechen, denn

Frankenstein drosch zu.
Die Faust sauste von oben nach unten und krachte mit ungeheurer Wucht auf die Kühlerschnauze. Das Blech bog sich durch, bekam eine Mulde, aber das schien dem Monster Spaß zu machen.
An der Fahrerseite des Wagens kam er entlang, blieb direkt vor dem Spiegel stehen und hob die rechte Hand.
Weit riß Shao die Augen auf, und Bill zog den Kopf ein.
»Nein!« schrie die Chinesin. Sie konnte das Unheil nicht mehr aufhalten.
Wie ein Rammbock fuhr die gewaltige Faust in die Frontscheibe des Bentleys. Sie durchbrach sie, als bestünde sie aus Papier, und ein Splitterregen ergoß sich über Bill Conolly und Shao.
Sofort griff Frankenstein nach. Er wollte Bill packen und ihn durch die zerbrochene Frontscheibe ziehen, doch der Reporter war schneller. Er warf sich nach links hinüber, zu Shao.
»Raus aus dem Wagen!« schrie er Shao zu. Der Befehl galt auch Harry Salem, der steif und unbeweglich auf dem Rücksitz hockte und die Gefahr noch gar nicht richtig begriff.
Shao drückte die Tür auf. Sie schwang ihre Beine herum, ließ sie dann nach draußen pendeln und bekam festen Halt unter den Füßen. Sofort schnellte sie hoch, während Bill Conolly hinter ihr aus dem Bentley kletterte.
Das Monster befand sich an der anderen Seite und mußte erst noch um den Wagen herum, um sie angreifen zu können. Bill machte sich jetzt den Vorwurf, nicht weitergefahren zu sein, aber er war so konsterniert gewesen, daß er im ersten Augenblick daran nicht dachte. Hinzu kam noch das Glatteis. Unter Umständen hätte er den Bentley in einen Graben gesetzt.
So konnten sie wenigstens noch mit dem Wagen fahren.
Harry Salem hatte noch immer nichts gehört. Bill war es leid. Wenn der kleine Dieb jetzt nicht aus dem Fahrzeug kam, war sein Leben nichts mehr wert.
Obwohl es Sekunden und damit wichtige Zeit kostete, riß Bill ihm die Tür auf.
»Raus!« brüllte er Harry an.
Jetzt erst schien Salem den Befehl zu hören. Er schaute sich verwundert um, sah Bill Conolly und dessen heftige Handbewegung. Harry begriff. Er taumelte aus dem Bentley.
Es wurde auch höchste Zeit, denn das Monster befand sich bereits in Höhe des Kofferraums und war dabei, seinen Kurs auf die drei Menschen einzuschlagen.
»Was machen wir jetzt?« jammerte Harry Salem.
»Erst mal weg!« erwiderte Bill.
»Aber wohin?«

Bill zerrte Salem zurück. Shao lief von allein. Sie wußte, um was es ging.

Der Frankenstein-Verschnitt stieß ein unwilliges Knurren aus, als er merkte, daß die drei ihm entkommen wollten.

Bill und Shao sprangen über einen Graben und standen auf dem danach beginnenden weiten Feld, dessen Grenze in der Ferne mit der Dunkelheit verschmolz, jedoch keinerlei Deckungsmöglichkeit bot.

Rasch sah Bill sich um.

Das Monster hatte den Graben noch nicht übersprungen, als Bill auf die Kreuzung deutete.

Shao stand zitternd neben ihm, während Harry den Frankenstein keine Sekunde aus den Augen ließ.

Aber alle drei sahen sie den dunklen unregelmäßig verlaufenden Umriß, der den Beginn eines Waldes andeutete.

»Los, da hinein!« rief Bill.

»Und dann?« keuchte Harry.

»Wir trennen uns und schlagen uns einzeln zum Wagen durch. Wir müssen das Monster nur von dem Fahrzeug weghaben.«

Shao nickte. Sie war einverstanden.

Harry Salem biß sich auf die Lippe. Er zögerte, doch das Monster zwang ihn dazu, endlich zu handeln. Es war verflixt nahe gekommen.

Die drei Menschen liefen los.

Sie sprangen wieder auf die Straße, und es war Bill Conolly, der ausrutschte, da er eine am Straßenrand zugefrorene Pfütze übersah. Bill machte einen Spagat, stützte sich mit der rechten Hand ab und fiel nicht zu Boden, sondern lief weiter.

Sie überquerten die Straße.

Diesmal jedoch vorsichtiger. Als sie auf der jenseits der Fahrbahn beginnenden Wiese standen, warfen sie einen Blick zurück.

Frankenstein blieb ihnen auf der Spur. Seine Bewegungen sahen grotesk aus, wirkten unkontrolliert, doch er kam voran, und das allein war für ihn wichtig.

Die strenge Kälte hatte das Gras braun gefärbt. Wo es nicht ausgefallen war, wuchs es zu Büscheln auf winzigen Hügeln, die ebenfalls Stolperfallen bildeten.

Der heftige Atem dampfte vor den Lippen der drei fliehenden Menschen. Shao hielt sich sehr gut, sie lief immer dicht neben Bill, während Harry etwas zurückfiel.

Der Reporter feuerte ihn an. »Los, beeilen Sie sich. Schneller, zum Henker!«

»Ja, ja.«

Auch das Monster lief bereits über das Feld. Deutlich hob es sich vor dem Untergrund ab, ein dunkler, gefährlicher Schattenriß. Wie eine Maschine, die töten wollte.

Die Flüchtenden waren schneller. Sie erreichten den Waldrand und hatten ihren Vorsprung sogar noch vergrößert. Keuchend blieben sie stehen.

Bill grinste verzerrt. »Okay, jetzt trennen wir uns.« Sein Arm stach vor, und der rechte Zeigefinger deutete nacheinander in verschiedene Richtungen.

Shao nickte.

»Ihr schlagt einen Bogen und nähert euch dann wieder dem Wagen. Los jetzt!« Bill atmete heftig nach dem schnellen Lauf.

Shao rannte nach links, während Harry noch wartete.

»Mann, renn endlich weg!« fuhr Bill den Dieb an.

Die Sprache verstand Harry Salem. Er lief in die von Shao eingeschlagene entgegengesetzte Richtung davon.

Bill Conolly besaß die besten Nerven. Er war ein erfahrener Kämpfer und ließ sich auch durch das Auftauchen eines Dämons nicht so leicht aus der Fassung bringen.

Er wollte das Monster stoppen.

Bill zog seine Beretta.

Sie war wie meine Waffe mit geweihten Silberkugeln geladen. Überhaupt hatte ich meine Freunde mit dieser Munition versorgt. Bruder Ignatius, aus dem Kloster hoch oben in Schottland, hatte mir beim letzten Besuch eine Menge Munition mitgegeben.[2]

Bill ging noch einen Schritt zurück, um einen besseren Stand zu haben.

Langsam hob er den rechten Arm. Zielte haargenau, wie er es gelernt hatte – und drückte ab.

Der Schuß zerriß die Stille der Winternacht, und die Kugel prallte gegen den breiten Brustkorb des Monsters. Aber sie tat dem grauenvollen Wesen nichts.

Das Silbergeschoß prallte ab und pfiff als Querschläger durch die Gegend.

Scharf holte Bill Luft.

Dieser Frankenstein-Verschnitt war ihm ein Rätsel. Wenn er ihn schon mit einer für Schwarzblütler tödlichen Silberkugel nicht ausschalten konnte, wie dann?

Und woraus bestand er überhaupt?

Darauf eine Antwort zu finden, war müßig. Bill mußte sich erst einmal in Sicherheit bringen. Auf dem Absatz machte er kehrt und wand sich zwischen zwei dicht nebeneinanderstehenden Bäumen in den kleinen Wald hinein.

Hinter ihm stieß das Monster ein undefinierbares Geräusch aus, bevor es sich mit Brachialgewalt einen Weg bahnte.

Dieses Monster verspürte keine Schmerzen. Es besaß nur einen grausamen Instinkt und führte ein unheilvolles Leben. Wie eine

Maschine stampfte es hinter Bill Conolly her. Zweige und Äste, die ihm den Weg versperrten, räumte es kurzerhand zur Seite. Es knickte die Äste, als wären sie nur kleine Streichhölzer.

Bill duckte sich während des Laufens. Unter seinen Füßen knisterte gefrorenes Laub, deshalb war der Boden auch nicht so hart wie auf dem Feld oder der Straße.

Mond- und Sternenlicht konnten das Gewirr von Zweigen und Ästen längst nicht mehr so durchdringen wie auf dem freien Feld. Aus diesem Grunde war es für Bill Conolly schwer, die Orientierung zu halten. Immer wieder schützte er sein Gesicht mit den hocherhobenen Händen, weil seine Haut nicht von den peitschenden Ästen und Zweigen aufgerissen werden sollte.

Bill gewann einen kleinen Vorsprung. Die Schwerfälligkeit des Monsters machte sich jetzt bemerkbar. Der Boden dröhnte, wenn es aufstampfte.

Der Reporter blieb stehen. Tief atmete er durch, die kalte Luft strömte in seine Lungenflügel, so daß er widerliche Stiche verspürte.

Von Shao und Harry Salem war nichts mehr zu hören. Das Frankenstein-Monster brach mit solch einer Wucht durch den Wald, daß es alle anderen Geräusche übertönte.

Bill hoffte nur, daß die beiden seinen Rat auch befolgt hatten. Shao zumindest war einsichtig genug.

Aber er wollte es noch einmal versuchen und versteckte sich hinter einem Baumstamm.

Bill Conolly hob die Hand mit der Waffe und ließ das Monster herankommen. Er lehnte den Arm gegen den Stamm, damit er besseren Halt bekam, kniff ein Auge zu und visierte genau.

Bill wollte den Kopf des Frankenstein-Verschnitts treffen.

Langsam krümmte er den Zeigefinger. Als das Monster für einen Moment aufrecht stand und mit dem rechten Arm einen Ast abbrach, da feuerte Bill.

Der Vorwärtsdrang wurde gestoppt, als die geweihte Kugel gegen seine Stirn prallte, dann aber im spitzen Winkel davonflog und mit einem trockenen Geräusch in einen Baumstamm hieb.

Der Frankenstein-Verschnitt schüttelte sich. Mehr geschah nicht.

Bill holte tief Luft und schluckte.

So war das Untier also auch nicht zu stoppen! Wie dann? Der Reporter sah im Moment keine andere Möglichkeit. Er mußte weiterfliehen. Bill steckte die Waffe weg, da sie ihn zu sehr behinderte, wenn er sie in der Hand behielt.

Jetzt schlug er einen Bogen. Bill hatte sich genau gemerkt, wo der Bentley stand. Er rechnete sich aus, daß er irgendwann auf die von rechts kommende Straße an der Kreuzung stoßen würde.

Diesmal jedoch stellte es das Monster geschickter an und versuchte,

Bill Conolly den Weg abzukürzen.
Leider bemerkte der Reporter es zu spät. Plötzlich befand sich der Unheimliche fast neben ihm. Mit der rechten Hand holte Frankenstein zu einem vernichtenden Hieb aus.
Bill flog nach links, prallte auf den Boden und überschlug sich zweimal.
Sofort kam er wieder auf die Beine.
Das Monster griff an!
Bill sah über sich einen starken Ast, schnellte hoch, packte den Ast mit beiden Händen, schwang seinen Körper vor, zog die Beine an und ließ sie im richtigen Moment wieder vorschnellen.
Seine Füße dröhnten gegen die breite Brust des ihn angreifenden Monsters.
Bill hatte soviel Wucht hinter diesen Stoß gelegt, daß selbst das Untier ihn nicht schadlos hinnehmen konnte. Es wurde zurückgestoßen und fiel auf den Rücken.
Augenblicklich ließ Bill Conolly den Ast los und rannte so rasch er konnte.
Jetzt hatte er genau den zeitlichen Vorsprung, den er auch brauchte. Bill Conolly hastete durch den Wald. Der Baumbestand wurde lichter, so daß er besser vorankam. Ein hartes Lächeln war in seinem Gesicht regelrecht eingefroren. So leicht würde er es dem verdammten Monster nicht machen. Dieses Untier sollte ihn kennenlernen.
Die Straße!
Bill Conolly sah die Fahrbahn schimmern. Er rannte noch schneller und konnte schon wenig später über den Graben springen. Der Reporter sah den Bentley rechts neben sich, er war auf der Straße gelandet, die vom Norden auf die Kreuzung zulief.
Hastig schaute er sich um.
Zwei Gestalten erhoben sich aus der Deckung des silbermetallicfarbenen Wagens.
Shao winkte.
Bill lief vorsichtig über die Fahrbahn und zog aufatmend die Fahrertür auf.
Shao hockte schon auf dem Beifahrersitz, und Harry Salem kletterte in den Fond.
»Wir haben von dem Monster nichts bemerkt«, erzählte die schwarzhaarige Chinesin.
Bill drehte den Schlüssel. »Das konntet ihr auch nicht. Es hing immer auf meiner Fährte.« Behutsam gab er Gas. Er wollte nicht zu schnell anfahren, sonst drehten die Reifen durch.
Der Reporter schaffte den Start. Langsam rollte der Wagen über die Kreuzung.
Von rechts näherten sich zwei helle Augen. Ein weiteres Fahrzeug

fuhr auf die Kreuzung zu.

Aber auch das Monster kam.

Ungelenk und trotzdem zielstrebig kletterte es über den Straßengraben. Auf allen vieren kam es aus der Vertiefung hervor, aber da rollte der Bentley schon vorbei.

Das Frankenstein-Monster schaute dem Wagen nach. Bill Conolly grinste erleichtert.

Im nächsten Augenblick jedoch erlosch das Grinsen. Überlaut erklang in der Stille das Signalhorn eines Lastwagens.

Bill stoppte. Gebannt schaute er in den Rückspiegel. Auch Shao und Harry Salem hatten die Köpfe gedreht.

Noch einmal hupte der Truckfahrer.

Im selben Augenblick wurde das Monster voll von den hellen Scheinwerferstrahlen erfaßt.

Provozierend riß es die Arme hoch und blieb wie ein Denkmal in der gleißenden Helligkeit stehen.

Bremsen zischten, faßten nach. Abrupt wurde der schwere Lastwagen langsamer.

Doch da war das Eis!

Niemand konnte mehr die Katastrophe aufhalten. Der Overland Truck schleuderte nach links. Das Eis auf dem Boden machte das schwere Gefährt zu einem Mordinstrument.

Mit dem rechten Kotflügel rammte der Truck das mörderische Monster. Und diesmal hatte auch dieses Untier dem Aufprall nichts entgegenzusetzen.

Hoch wurde es in die Luft gewirbelt. Überschlug sich zweimal und krachte schwer auf den Rücken, wobei es noch weiterrutschte und im Graben landete.

Auch der Truck kam von der Fahrbahn ab. Der Fahrer konnte ihn nicht mehr halten. Da nützte auch kein Gegenlenken. Tonnenschwere Gewichte drückten das Fahrzeug von der Straße. Es sprang über den Graben hinweg, wo von der Gewalt eine Tür aufflog, krachte auf das Feld und blieb dort liegen.

Der Motor stotterte einmal nach und war dann still.

Bill stieß die Tür auf.

Shao hatte etwas dagegen. »Wo willst du hin?« rief sie erschrocken aus.

»Nach dem Fahrer schauen.«

»Aber das Monster«, wandte Harry ein.

»Ein Menschenleben ist wichtiger!« Der Reporter ließ sich nicht beirren.

Um zu dem verunglückten Wagen zu gelangen, mußte er dort über den Graben springen, wo auch das Monster lag.

Es war verschwunden!

Bill stieß eine Verwünschung aus. Wieder einmal hatte Schwarze Magie in die Auseinandersetzung mit eingegriffen.

Der Reporter lief über das Feld, drehte sich um, sah, daß auch Shao und Harry den Bentley verließen, und winkte ihnen zu.

Die beiden folgten ihm.

Bill riß die Fahrertür auf. Es klappte erst beim zweiten Versuch, weil sie verklemmt war.

Den Driver hatte es erwischt. Mit dem Oberkörper lag er über dem großen Lenkrad. Von seiner linken Stirn rann Blut am Gesicht entlang und versickerte in seinem Bart.

Bill befürchtete schon das Schlimmste. Er stieg die drei Trittstufen hoch und schaute sich den Mann genauer an.

Der Fahrer lebte noch. Seine Brust hob und senkte sich.

Dem Reporter fiel ein Stein vom Herzen, und er hoffte jetzt nur, daß der Mann keine inneren Verletzungen davongetragen hatte.

Schweratmend standen Shao und Harry vor der Tür. »Was ist?« fragte der Antiquitätendieb.

»Er ist nur verletzt.«

Shao lächelte, und Harry nickte.

Bill stieg wieder auf die Straße. »Wir müssen die Polizei verständigen«, sagte er.

»Aber was ist mit dem Monster?« fragte Harry. »Ist es vernichtet worden?«

»Nein.«

»Dann lebt es noch?« Shaos Stimme zitterte.

»Ob es lebt, weiß ich nicht genau«, erklärte Bill den beiden. »Auf jeden Fall ist es verschwunden.«

Shao und Harry schauten ihn stumm an. Begreifen konnten sie nichts. Woher auch.

Plötzlich lächelte die Chinesin. »Wieso hast du das Monster nicht mit Johns Kreuz attackiert?« fragte sie.

Bill schaute Shao überrascht an. »Daran habe ich gar nicht gedacht.«

***

»Du hier?« fragte Suko ziemlich fassungslos. »Ich…«, er schluckte. »Ich hatte dich gar nicht erwartet.«

Jane Collins hob die Schultern. Die Privatdetektivin trug einen Wildledermantel mit hohem Pelzkragen. Auf dem Kopf saß eine Mütze des gleichen Materials.

»Eigentlich warte ich auf Shao und Bill«, erklärte Suko.

Jane nickte. »Ich weiß.«

»Aber woher?«

»Von mir«, erwiderte Myxin.

Suko hatte ihn gar nicht zur Kenntnis genommen, und er wollte ihn

auch nicht wahrnehmen, denn er traute dem Dämon nicht über den Weg.

Myxin sah aus wie immer. Klein, fast schmächtig. Ein ausdrucksloses, flaches Gesicht und eine grün schillernde Haut. Wie immer trug er einen langen Mantel, stand leicht gebückt da und schien zu träumen. Niemand sah ihm an, wie gefährlich und mächtig er war.

Doch Myxin hatte sogar dem Schwarzen Tod die Stirn geboten, und das sollte etwas heißen. Vielleicht war das auch der langsame Niedergang des Schwarzen Tods gewesen, denn er selbst war immer weniger in Erscheinung getreten.

Eigentlich verdankte Myxin Suko und mir seine Existenz, denn wir hatten ihn nach einem zehntausendjährigen Schlaf geweckt. Schon seit Atlantis waren Myxin und der Schwarze Tod Feinde. Und daß wir Myxin nun befreit hatten, verzieh uns der Schwarze Tod nie.

Deshalb zeigte Myxin manchmal uns gegenüber auch so etwas wie Dankbarkeit. Er gab uns Tips, Ratschläge, aber schlug sich nie direkt auf unsere Seite, denn auch wir waren eigentlich seine Feinde. Suko und ich hatten ihm die Dämonenpeitsche abgeluchst, eine Waffe, die mit Gold nicht zu bezahlen war. Myxin wollte sie zurückbekommen, doch das lehnten wir ab.

Myxin wäre es mit Leichtigkeit gelungen, Suko auszuschalten, um ihm die Peitsche dann abzunehmen. Aber so drastisch wollte er nicht vorgehen. Er wußte genau, daß seine Feinde auch unsere waren. Deshalb ließ er uns gewähren.

Er schien kein Freund von Asmodina, der Teufelstochter, zu sein. Mit ihr vertrug er sich anscheinend überhaupt nicht. Für uns waren es interessante Perspektiven, die sich da eröffnet hatten, und wir waren gespannt, wie es weiterging.

Sukos Gedanken beschäftigten sich jetzt wieder mit der Gegenwart, nachdem sie etwas abgeschweift waren.

»Kommt rein!« sagte er, wobei er Myxin einen harten Blick zuwarf.

Der Magier ließ Jane Collins den Vortritt. Irgendwie mußte er einen Narren an ihr gefressen haben, denn wäre er nicht gewesen, hätten die Schatten aus dem Reich des Spuks Jane schon längst getötet. [3]

Die Detektivin zog in der Diele ihren Mantel aus und hängte ihn an die Garderobe.

»Was will er?« raunte ihr Suko ins Ohr.

Myxin hatte die Worte trotzdem vernommen. An der Tür zum Livingroom wandte er sich um. »Sie weiß es noch nicht, aber sie und du, ihr werdet es bald erfahren.« Er redete immer ein wenig geschwollen.

»Ich bin gespannt«, erwiderte der Chinese.

Er und Jane betraten ebenfalls den Livingroom und nahmen in den Sesseln Platz.

Myxin blieb stehen.
Suko brannte eine Frage auf den Lippen, die er auch stellte. »Wie geht es Shao und Bill?«
Der Magier lächelte.
»Sie haben die Schwierigkeiten überwunden«, erklärte er, »und werden bald hier eintreffen.«
Suko sah keinen Grund, Myxins Antwort nicht zu glauben, der Magier wußte wirklich enorm viel.
Jane und Suko warteten auf eine Erklärung, und Myxin hielt nicht lange damit hinter dem Berg.
»Ich habe Jane Collins hergebracht, weil sie ebenfalls in großer Gefahr schwebt«, sagte er. »Asmodinas Leichenhaus braucht Nachschub, wie ich gehört habe, und sie will bestimmte Leute dorthin bekommen. Euch. Das Sinclair-Team soll sich in diesem Leichenhaus einfinden, um dort für alle Ewigkeiten begraben zu werden. Für sie wäre es der größte Erfolg. Was der Schwarze Tod in langer Zeit nicht geschafft hat, hätte sie mit einem einzigen Schlag vollbracht. Zusammen mit dem Dämonensammler.«
»Wer ist das?« fragte Suko.
»Der Fahrer der Höllenkutsche. Er sammelt den Nachschub für ihr Leichenhaus.«
»Auch Grimes?«
»Ja, Grimes hat sich mit Asmodina verbündet. Er will ihr die Heere seiner Ghouls an die Seite stellen, um sie so zu stärken. Und als Belohnung hätte er euch gehabt.«
Suko lachte grimmig. »Das ist noch nicht sicher.«
»Nur nicht zu voreilig, Chinese«, sagte der Magier. »Asmodina ist mächtig. Sie versucht auch, in meine Welt einzudringen, aber bisher habe ich es verstanden, ihren Angriffen zu trotzen.«
»Du hättest zurückschlagen können«, warf Suko ein.
»Sie hat mich noch nicht direkt gefordert, doch ich bin sicher, daß dies noch kommen wird. Wartet es ab. Zuvor gilt es, ihr Reich zu zerstören und damit eine Hochburg der widerlichen Ghouls. Ihr sollt es machen.«
»Wir wissen gar nicht, wo es liegt«, meinte Suko.
»Ich bringe dich hin.«
Jane schüttelte den Kopf. »Darf ich mal fragen, worum es geht?« erkundigte sie sich. »Ich verstehe immer nur Bahnhof.«
Myxin lächelte. »Das ist verständlich, aber ich habe dich nur hergeholt, damit du aus dem Fall herausgehalten wirst. Mehr nicht.«
Jane Collins lächelte spöttisch. »Glaubst du im Ernst, daß ich in dieser Wohnung sicherer bin?«
»Ja.«
»Aber wieso?« Jane sprang auf. »Ihr redet mit mir wie mit einem

kleinen Kind.«
»Du bist hier sicher, Jane Collins, weil ich dich beschützen werde. Das heißt, ich bleibe als Schutz bei dir.«
»Fehlt nur noch der Engel«, meinte Suko sarkastisch. »Ein Dämon als Schutzengel, wirklich ein Paradoxon.«
»Hör auf zu spotten«, erwiderte Myxin, der Magier. »Es ist wirklich besser.«
»Okay.« Suko nickte. »Spaß beiseite, Ernst herbei. Wie war das mit dem Leichenhaus? Ich sollte dorthin? Aber wie? Wie willst du das schaffen?«
»Durch einen Zeitsprung.«
Suko breitete die Arme aus. »Bitte sehr, ich bin bereit.«
»Nein, noch nicht.«
»Was hindert dich?«
»Wir müssen noch warten.«
»Und auf wen, bitte sehr?«
Das grünlich schimmernde Gesicht des Magiers verzog sich zu einem schmalen Lächeln. »Bist du wirklich so dumm? Oder hast du alles vergessen?«
»Shao und Bill«, sagte Jane schnell.
»Genau, sie hat es erfaßt.«
»Dann sollen die beiden auch mit?« fragte der Chinese.
»Nein.«
»Gut.« Suko hob die Schultern. »Wenn du hier in Rätseln sprichst, ich will dich nicht verdrängen. Nur vergiß nicht, daß die Nacht bald vorbei ist.«
»Was ist schon Zeit?« antwortete Suko orakelhaft.
Sie warteten.
Jane nahm sich einen kleinen Cognac.
Mit dem Glas in der Hand wanderte sie im Zimmer auf und ab.
Eine Minute verging, zwei. Aus fünf Minuten wurden zehn, aus zehn zwanzig. Dann schellte es.
»Sie sind da«, sagte Myxin.
Er sprach mit solch einer Bestimmtheit, daß niemand der beiden daran zweifelte.
Suko öffnete.
Vor der Tür standen tatsächlich Shao und Bill Conolly. Beider Lächeln fiel etwas gequält und müde aus. Harry Salem war unterwegs ausgestiegen.
Shao fiel ihrem Freund in die Arme, und Suko preßte sie fest an sich. »Daß ich dich wiederhabe«, flüsterte er, »fast hätte ich nicht damit gerechnet. Kommt rein.«
Arm in Arm betraten Shao und Suko die Wohnung. Bill Conolly folgte ihnen langsamer. Er hatte die Tür geschlossen.

Auch ihre Überraschung war riesengroß, als sie Myxin im Livingroom sahen.

»Das gibt es doch nicht«, flüsterte Bill und nahm unwillkürlich eine abwehrende Haltung ein.

Myxin hob die Hand. »Ich bin nicht als Feind hier«, sagte er.

»Das kann jeder sagen.«

Jane Collins mischte sich ein. »Laß mal, Bill. Er meint es wirklich so.«

Der Reporter hob die Schultern. »Auf eure Verantwortung hin traue ich auch einem Dämon.«

»Er weiß, wo John steckt«, sagte Suko.

»Ich ebenfalls. Das ist keine Kunst. In Asmodinas Reich hat man ihn verfrachtet.«

Myxin nickte. »Du hast recht, Bill Conolly. Nur wirst du mir kaum sagen können, wo es liegt.«

»Auf den Orkney-Inseln.«

»Richtig. Doch die sind zahlreich, denke daran.«

Bill Conolly holte tief Luft: »Okay, Magier, du hast gewonnen. Du bist der bessere.« Er wischte sich über die Augen, die rot und entzündet waren.

Suko fragte: »Was ist geschehen?«

»Fahr du mal ohne Frontscheibe.«

Ehe Bill noch zu einer Erklärung ansetzen konnte, mischte sich Myxin ein. »Es ist nicht mehr die Zeit, eure Erlebnisse auszutauschen. Wir müssen handeln.«

»Was ist mit mir?« fragte Bill.

»Ich dachte, du bleibst hier«, erwiderte Myxin, der Magier.

Bill schüttelte den Kopf. »Kommt gar nicht in die Tüte. Ich gehe mit euch.« Er lächelte mokant. »Schließlich habt ihr auf mich gewartet.«

»Das hatte einen anderen Grund«, erwiderte Myxin.

»Und welchen?«

»Eigentlich waren es zwei. Der erste Grund: Suko würde beruhigt sein, wenn er seine Shao wiedersah. Der zweite: Suko sollte etwas mitnehmen, das Bill Conolly besaß. John Sinclairs Kreuz!«

Jetzt war Suko ehrlich überrascht. »Wie kommst du daran?«

Myxin winkte ab. »Das zu erklären, dauerte jetzt viel zu lange«, erwiderte er. »Wir müssen uns in der Tat sehr beeilen.«

Bill holte das Kreuz hervor.

Instinktiv wich Myxin zurück und hielt die Hände vor sein Gesicht. »Gefällt dir wohl nicht, wie?« höhnte Bill.

»Laß es!« mischte Jane sich ein. »Er ist gekommen, um uns zu helfen.«

»Und wir pauken John raus«, erwiderte Bill. Er steckte das Kreuz wieder weg.

Suko nickte entschlossen.
Die beiden Frauen sagten nichts, denn es mußte etwas getan werden, und daran führte kein Weg vorbei.
Myxin schaute zuerst Bill, dann Suko an. »Seid ihr bereit?« fragte er.
Die Männer nickten.
Der Magier nahm seine Hände aus den Manteltaschen und spreizte die langen Finger.
Blitzstrahlen zuckten daraus hervor, energiegeladene Ströme, die gedankenschnell einen Kreis um Bill Conolly und Suko schlossen. Innerhalb weniger Sekunden wuchs der Kreis höher und umgab die beiden Männer wie eine Lichtmauer.
Aufgeregt schauten Jane und Shao zu, was weiter geschah. Die Lichtmauer blieb nicht auf den äußeren Rand beschränkt, sondern wanderte nach innen und erfaßte den Reporter und Suko.
Plötzlich waren sie verschwunden.
Im selben Augenblick erlosch die magische Lichtwand.
»Wo… wo sind sie?« fragte Shao leise.
»In John Sinclairs Nähe«, antwortete Myxin.
Und Jane Collins sagte: »In Asmodinas Leichenhaus.« Ihr lief ein Schauer über den Rücken…

***

Ich hatte mich nicht getäuscht, der Kutschbock war tatsächlich leer. Die beiden pechschwarzen Pferde rannten von allein weiter, ohne daß sie jemand mit Peitschenhieben antrieb.
Tief atmete ich ein.
Irgendwie mußte ich die Höllengäule stoppen, denn ich hatte keine Lust, mich von ihnen weiter entführen zu lassen.
Ich schob mich ein wenig vor und drehte den Körper dann zur Seite, so daß ich parallel zur Schmalseite der Kutsche lag. Noch immer umheulte mich der Fahrtwind. Dieses sausende Geräusch jaulte in meinen Ohren.
Die Wand bis zum Kutschbock war glatt. Ich konnte mich ohne weiteres vom Dach her hinunterhangeln.
Was ich auch in Angriff nahm.
Es klappte besser, als ich gedacht hatte. Meine Füße fanden Halt auf dem dunkel gebeizten Kutschbock, und ich ließ mich langsam in die Knie sinken.
Natürlich drehten sich meine Gedanken um das Verschwinden des Kutschers. So ganz geheuer kam mir dies wirklich nicht vor. Was sollte er für einen Grund gehabt haben, die Kutsche führerlos weiterfahren zu lassen?
Seine Peitsche hatte er zurückgelassen. Sie steckte in einem Ständer, und die feste Schnur wurde vom Fahrtwind hin- und herbewegt.

Ich suchte nach den Zügeln der Pferde.
Sie waren neben der Handbremse am Kutschbock festgehakt, so daß sie nicht herunterrutschten.
Ich rückte nach links und löste die Zügel. Sie waren aus schwerem Leder und lagen griffig in meinen Handflächen.
Nur – ich hatte noch nie ein Gespann gelenkt und wußte auch nicht, wie ich es anstellen sollte. Es gab keine andere Möglichkeit, ich mußte in den sauren Apfel beißen.
Erst einmal hielt ich die Zügel nur fest, um mich an den Laufrhythmus der Pferde zu gewöhnen. Schräg hinter mir knallte noch immer die Einstiegstür gegen das Holz. Ich hatte noch einen höllischen Fahrgast bei mir.
Die Bleichhäutige hielt sich in der Kutsche versteckt. Und hinter meinem Rücken gab es an der Wand kein Fenster, durch das ich schauen oder schießen konnte.
Dann mußte ich die ›Fracht‹ eben mitnehmen.
Jetzt schwang ich zum erstenmal die Zügel. Wuchtig klatschten sie auf die breiten Rücken der vor mir laufenden Pferde. Die Federbüsche wippten verwegen, die Tiere warfen die Köpfe hin und her, doch sie wurden nicht schneller.
Ruhig und roboterhaft liefen sie mit gleichbleibender Geschwindigkeit ihren Weg.
Das Gefährt rollte jetzt über eine Asphaltdecke. Manchmal warfen die eisenbeschlagenen Räder Funken, die geisterhaft über die Straßendecke wirbelten.
Die Peitsche wollte ich nicht einsetzen. Ich hatte selbst gesehen, daß sie eine schwarzmagische Funktion besaß, und ich traute mir nicht zu, mit diesem Instrument umzugehen.
Aber wie konnte ich die Pferde stoppen?
Denn ich hatte keine Lust, mit dieser Höllenkutsche in London einzufahren.
Noch befand sich die Themse-Metropole sechzig Meilen vor mir. Ruhig und verlassen lag die Landschaft, durch die ich fuhr, in der eiskalten Winternacht. Obwohl ich den Kragen meines Mantels hochgestellt hatte, spürte ich die beißende Kälte. Die Finger konnte ich kaum noch bewegen, so durchfroren waren sie.
Ich hakte die Zügel fest und streifte mir Handschuhe über. Zuvor war ich nicht dazu gekommen.
Wieder klatschten die Lederriemen auf die Rücken der beiden Gäule. Abermals reagierten sie nicht.
Ich versuchte es jetzt anders.
Hart zog ich die Zügel an. Dabei beugte ich mich weit zurück, faßte mit den Händen noch nach, um die Zügel enger zu bekommen. Die Gäule warfen die Köpfe hoch. Ihr trompetenhaftes Wiehern übertönte

das Rasseln der Räder und schallte durch die klare Winternacht. Wild stampften die Tiere mit den Hufen auf. Funken sprühten unter ihren Hufeisen weg, das Geschirr rasselte und klirrte, die Pferde kamen ein wenig von ihrer Route ab, die Kutsche geriet dadurch ins Schwanken und rutschte einmal quer über die Fahrbahn.

Ich saß auf meinem Bock und kam mir vor wie auf einem Schüttelsieb. Einmal rechts, dann nach links. Es war nicht leicht, die Balance zu halten.

So bekam ich die Pferde nie in den Griff.

Ich gab die Zügel wieder frei. Augenblicklich beruhigten sich die Tiere. Sie zogen zur Straßenmitte hin, schüttelten ihre Köpfe und galoppierten weiter.

Ich wischte mir über die Stirn. Die letzte Aktion hatte mich ganz schön geschlaucht. Nun war mir auch klar, daß ich allein die Gäule nicht in den Griff bekam.

Wo steckte der Kutscher? Ich hatte nicht gesehen, daß er abgesprungen war. Er mußte also auf magische Weise verschwunden sein. Eine andere Erklärung fand ich nicht.

Mir fiel ein, daß auch die Monster im Schloß des Grafen Montano verschwanden, wenn es für sie gefährlich wurde. Sie tauchten erst wieder auf, wenn die Gefahr bereinigt war.

Asmodinas schützende Hand lag über ihnen. Doch ihre Diener in der Kutsche hatte sie vor meinen Kugeln auch nicht retten können. Es war müßig, sich darüber Gedanken zu machen. Für mich zählte nur, aus dieser Lage mit heilen Knochen herauszukommen.

Plötzlich zogen die Gäule nach links. Das ging so schnell, daß ich nicht gegensteuern konnte.

Ich wurde von der Fliehkraft herumgeworfen und hatte Mühe, das Gleichgewicht zu halten. Ein Zügelende rutschte mir aus den Fingern. Rasch griff ich nach und bekam es zu fassen, bevor es zu Boden klatschte.

Mit einem gewaltigen Satz sprangen die Gäule über den Straßengraben und zogen die Kutsche nach. Sie wurde hochgeschleudert, mich hob es ebenfalls vom Bock, und hart knallte ich wieder zurück.

Auf einem Acker rasten die Tiere weiter.

Jetzt merkte ich am eigenen Leibe, was im Wilden Westen die alten Stage-Coach-Driver mitgemacht hatten, wenn sie über unebenes Gelände fuhren.

Himmel, das war schlimm.

Wieder zerrte ich an den Zügeln.

Und diese Reaktion schien ein Signal gewesen zu sein. Plötzlich geschah etwas, womit ich nie im Leben gerechnet hatte.

Ein schrilles Pfeifen ertönte hoch über mir. Ich riß den Kopf in den

Nacken, sah keinen winterlich klaren Sternenhimmel mehr über mir, sondern eine schwarze Wolke, die sich langsam auf die Kutsche senkte.

Ein magischer Angriff aus einer anderen Dimension!

Das war mein erster und auch richtiger Gedanke.

Jetzt mußte ich abspringen.

Unbedingt.

Ich behielt die Zügel in der Hand und versuchte aufzustehen. Doch das war unmöglich. Die Schläge schüttelten mich durch. Das Gleichgewicht war kaum zu halten, so daß ich wieder zurückfiel.

Dann war die Wolke da.

Direkt vor der Kutsche kam sie zur Ruhe.

Und das Gefährt raste mit mir, dem unfreiwilligen Kutscher, mitten hinein.

Zu spät, um noch abzuspringen!

Auf einmal umhüllte mich die rabenschwarze Finsternis, in der ich nicht die Hand vor Augen sehen konnte. Und Sekunden später hatte ich das Gefühl zu schweben.

Nein, es war nicht nur das Gefühl, ich schwebe wirklich.

Die Kutsche hob vom Boden ab!

Eingehüllt in die schwarze Wolke, jagte sie dem Himmel entgegen. Raum und Zeit vermischten sich. Ihr Gefüge wurde auseinandergerissen. Ich spürte einen ungeheuren Druck auf meinem Kopf, glaubte für Bruchteile von Sekunden in die unendliche Leere des Alls hineinzuschauen. Dann wußte ich nichts mehr.

***

Als ich aufwachte, war der Druck auf meinem Kopf verschwunden. Ich atmete befreit auf.

Kalte Luft drang in meine Lungen. Langsam öffnete ich die Augen und schaute mich um.

Ich saß noch immer auf dem Kutschbock und hielt in der linken Hand einen Zügel.

Die beiden Pferde standen wie Denkmäler. Sie hatten die Köpfe gesenkt, mit den schwarzen Federbüschen spielte der Wind.

Er blies hier stärker als in der Nähe des Schlosses, und ich vernahm auch noch ein anderes Geräusch.

Ein Rauschen, das sich mit der Monotonie einer Maschine immer wiederholte.

Rauschen?

Natürlich, so unbekannt war mir dieses Geräusch nun doch nicht. Ich hatte mich oft genug am Meer aufgehalten und zugesehen, wenn die Brandung gegen die Klippen und Felsen klatschte.

So war es auch hier.

Ich befand mich in Nähe des Meeres.

Erinnerungsfetzen blühten in meinem Gehirn auf. Wie die Teile eines Puzzles setzten sie sich zu einem Bild zusammen.

Asmodinas Leichenhaus! Das war der erste Begriff. Ihr Reich sollte auf einer Insel im Norden liegen. Und eine Insel ist vom Wasser umgeben. Deshalb das Rauschen.

Jetzt wußte ich, wo mich die Reise hingeführt hatte. Direkt in die Höhle des Löwen.

Keine besonders angenehme Vorstellung.

Ich stellte mich hin. Hochgereckt blieb ich auf dem Kutschbock stehen und ließ meinen Blick wandern.

Es war noch immer dunkel. Anhand der Sterne konnte ich mich orientieren, und ich sah im Norden etwas blitzen. Es waren die gewaltigen Brandungswellen, die, von den Felsen gebrochen, hoch in die Luft geschleudert wurden und zu zahlreichen kleinen Wassertröpfchen zerfielen, in denen sich das Mondlicht brach.

Mit zitternden Knien stieg ich vom Kutschbock und war erst einmal froh, wieder festen Boden unter den Füßen zu spüren. Eine Wohltat nach solch einer langen Zeit.

Dann streifte ich die Handschuhe aus und lud meine Beretta nach. Ein Ersatzmagazin trug ich immer bei mir.

Kugel für Kugel steckte ich in das Magazin, während ich zwischendurch die Umgebung beobachtete.

Es blieb alles ruhig. Niemand griff mich an. Auf dem Boden wuchs hartes, borstiges Gras, das auch den Unbillen dieser herben Witterung trotzte.

Ich steckte die nachgeladene Pistole in die Manteltasche.

Dann schlich ich um die Kutsche herum, denn ich hatte nicht vergessen, daß sich darin noch ein weiblicher Fahrgast befand.

Das bleichhäutige Wesen!

Neben dem offenen Schlag blieb ich stehen. Meine rechte Hand befand sich in der Tasche, die Finger umklammerten den Griff der Beretta, als ich in die Kutsche hineinpeilte.

Das Innere war leer.

Tief atmete ich aus. Während ich geistig noch weggetreten war, mußte das bleichhäutige Wesen die Kutsche verlassen haben.

Ich ließ meinen Blick in die Runde schweifen.

Viel zu sehen war nicht. Eine hügelige Landschaft, durchsetzt mit Büschen und großen Felsbrocken, die so lagen, als hätte eine gewaltige Hand sie willkürlich über die Insel verteilt.

Von Asmodinas Leichenhaus keine Spur.

Hatte man mich reingelegt, geleimt? War dieses Leichenhaus, das man Asmodinas Reich nannte, nur ein perfekt aufgebauter Bluff?

Nein, das glaubte ich nicht. Dann hätte man sich nicht soviel Mühe

zu machen brauchen. Bestimmt barg die Insel ein Geheimnis. Und wer sagte mir, daß ihr Leichenhaus nicht unter der Erde lag?

Auf jeden Fall mußte ich mir die Insel einmal näher anschauen und machte mich sofort auf den Weg.

Ich wollte erst einmal zum Strand, mir dort einen Markierungspunkt setzen und von dieser Stelle aus weiterwandern.

In London war es kälter. Hier pfiff der Wind zwar stärker, doch die Temperaturen lagen um einige Grade höher.

Ein Tiefdruckgebiet näherte sich vom westlichen Atlantik der Insel zu.

Das konnte Schneefall bedeuten.

Zunächst stieg das Gelände an. Meine Füße knickten das Gras, der Wind raschelte in den Büschen und spielte mit meinen Haaren. Wohl fühlte ich mich in dieser Umgebung nicht, denn ich vermißte mein Kreuz.

Auf einer ziemlich hochgelegenen Stelle blieb ich erst einmal stehen.

Von hier aus konnte ich bis zum Strand hinunterblicken. Strand war eigentlich zuviel gesagt, das wilde Wasser schäumte gegen die Klippen, wurde gebrochen und wirbelte zu weißen Schaumbergen hoch, die wie lange Finger an den blankgewaschenen Felsen hochkletterten, zerfielen, den gleichen Weg wieder hinabrannen, um das ewige Spiel von neuem zu beginnen.

Erste Wolken zogen am Nachthimmel auf. Noch waren sie nicht so fest und gewaltig, so daß ich den fahlen Mond erkennen konnte. Das Klima hier war rauh, und die Menschen hatten sich den Gegebenheiten der Natur angepaßt.

Aber Menschen würde ich auf dieser Insel wohl kaum finden. Daran konnte ich einfach nicht glauben.

Von Asmodinas Leichenhaus sah ich auch von dieser Stelle aus nichts. Es war zu dunkel.

Ich rutschte den Hügel hinab und näherte mich den Klippen. Der Boden wurde felsiger. Es wuchs kaum noch Gras und wenn, dann schaute es aus tiefen Spalten und Rissen im Gestein hervor.

Das Gehen wurde schwieriger. Manchmal mußte ich sogar balancieren, und rutschte dann über eine schräge, vom Wind blank gefegte Felsplatte tiefer.

Die Klippen und kleineren Felsen boten ein bizarres Zickzackmuster. Die höheren von ihnen brachen das anrollende Wasser, die anderen, flacheren wurden von den Wellen überspült.

Gischtkämme entstanden, und weiter draußen verschmolz die dunkle See mit dem schwarzen Horizont.

Ein romantisches Bild, von dem ich mich sekundenlang gefangennehmen ließ.

Dann aber fiel mir etwas auf.

Zwischen zwei hohen Klippen hatte sich etwas festgehakt. Es wurde von den Wellen hin- und herbewegt, und wenn es dabei an eine bestimmte Stelle geriet, sah ich einen roten Schimmer. Das konnte ich mir nicht erklären.

Vorsichtig stieg ich einige Schrittlängen dem Ufer zu. Ich balancierte über die Steine, blieb breitbeinig stehen, mit jedem Fuß auf einem anderen Felsen. So besaß ich einen guten Halt.

Und ich erkannte, was sich dort zwischen den Felsen festgeklemmt hatte.

Ein Boot!

Das Rote war ein abgeknicktes Segel. Der Mast war gebrochen und lag im Wasser.

Unwillkürlich wurde ich an ein Abenteuer erinnert, das noch gar nicht lange zurücklag. Damals hatte ich auf einer Insel um mein Leben kämpfen müssen, denn zahlreiche Werwölfe hatten vorgehabt, mich zu töten.[4]

Hier hatte ich bisher keine Menschenseele entdeckt.

Unter mir gurgelte und schmatzte das Wasser, wenn es zwischen die Felsen strömte und von der ablaufenden See wieder herausgerissen wurde. Schaum wirbelte auf der Oberfläche. Das Wasser schien zu kochen.

Ich hatte mich inzwischen an die mich umgebenden Geräusche gewöhnt, so daß mir der dünne jammernde Ton sofort auffiel.

Ich stutzte.

War es der Wind, der diesen Laut verursachte? Kaum vorstellbar, denn das hörte sich anders an. Das neue Geräusch drang von rechts an meine Ohren, wo das Wasser ein wenig flacher war und nicht so große Felsen den Weg verbauten.

Ich drehte meinen Körper nach rechts und verließ vorsichtig meinen Platz.

Über mehrere Steine sprang ich hinweg, landete auf einem flachen, schrägen Felsen, konnte von dort aufs Trockene springen und näherte mich der Quelle des jammernden Geräuschs.

Etwa zwei Schritte vor mir saß jemand mit dem Rücken an einen rauhen Felsen gelehnt.

Ich glaubte, mich geirrt zu haben, doch es stimmte. Dieser Jemand war ein kleines Kind!

***

Langsam ging ich näher.

Das Kind weinte, und ich konnte noch nicht erkennen, ob es ein Junge oder Mädchen war.

Neben der kleinen Person ging ich in die Hocke.

Da hob das Kind den Kopf.

Es war ein Junge.

Aus großen, braunen, verweinten Augen schaute er mich an. Ich sah die kleinen Pausbacken, die winzige Stupsnase und das dunkelblonde lockige Haar.

Im ersten Moment wußte ich nicht, was ich sagen sollte. Noch immer stand ich unter dem Überraschungsschock.

Der Kleine sprach. Seine Stimme klang dünn und ängstlich. »Du bist nicht mein Daddy?«

Ich schüttelte den Kopf und lächelte. »Nein, ich bin nicht dein Daddy.«

»Bist du ein böser Mann?«

Ich nahm ihn in die Arme. »Nein, mein Schatz, das bin ich auch nicht.« Er preßte seine Wange fest gegen die meine, und ich merkte, wie er zitterte.

Einige Minuten blieben wir so hocken, und ich vergaß in diesen Augenblicken den Schrecken dieser Welt. All die Dämonen, all die Grausamkeiten und das Elend, das die Schwarzblütler über unsere Welt brachten und noch bringen wollten. Ich wünschte mir, weit weg zu sein, um wenigstens den Kleinen in Sicherheit zu bringen.

»Wie heißt du denn?« fragte ich nach einer Weile.

»Marcus.«

»Das ist aber ein schöner Name. Und wie kommst du hier so allein auf die Insel?«

»Mit dem Boot.«

»Das ist aber toll. Ganz allein? Hat dir keiner geholfen?«

»Doch, mein Daddy!«

Ich schluckte, bevor ich die nächste Frage stellte. »Und wo ist dein Daddy jetzt?«

Er löste seine kleinen Arme, mit denen er bisher meine Schultern umschlungen hätte, deutete schräg nach vorn und sagte: »Daddy liegt dort. Ich habe ihn gesehen.« Er schaute mich an. »Ist er tot?«

Die Frage ging mir durch und durch. »Nein, Marcus, ich glaube nicht, daß er tot ist. Wollen wir nachschauen?«

»Ja.« Er war ganz begeistert und wollte sich losreißen. Ich hielt ihn fest, denn ich hatte Angst, daß er auf den nassen Felsen ausrutschte. Dafür nahm ich ihn auf den Arm.

»Wie heißt du?« fragte er mich.

»John.«

Jetzt lachte der Kleine, und zahlreiche Grübchen bildeten sich auf seinen Wangen. »Ich habe auch einen Freund, der John heißt.«

»Wo denn?«

»Zu Hause.«

»Und wo ist das?«

»In Glasgow.«

Der Kleine kam also aus Schottland. Ich stieg mit ihm über kleine Steine, während das kalte Seewasser meine Füße umquirlte.

»Da, liegt er«, rief der kleine Marcus.

Jetzt sah ich ihn auch.

Der Mann lag auf dem Bauch und trug einen wetterfesten halblangen Regenmantel. In regelmäßigen Abständen wurden seine Beine vom heranlaufenden Wasser umspült.

Ich stellte den Kleinen hin und drehte den Mann vorsichtig auf den Rücken.

Fast die Hälfte seines Gesichts wurde von einem dunklen Bart eingerahmt. Die Stirn war blutverkrustet, und er hielt die Augen geschlossen.

Meine Hand kroch unter die Jacke, fühlte nach dem Herzschlag.

Ich spürte ihn. Der Mann lebte. Dem Himmel sei Dank!

Der kleine Marcus stand neben uns. »Was ist mit Daddy?« fragte er.

Ich erhob mich, faßte den Mann unter beide Achseln und zog ihn aufs Trockene. »Dein Daddy schläft nur«, beruhigte ich ihn. »Er wird bald wieder aufwachen.«

Über das runde Gesicht des Jungen glitt ein befreites Lächeln, und ich freute mich mit.

Nur – was sollte ich mit dem Kleinen anfangen? Hier am Wasser konnte ich ihn unmöglich allein lassen. Mitnehmen ging auch nicht. Also warten, bis der Vater aus seiner Bewußtlosigkeit erwachte.

Nur waren die Probleme damit nicht gelöst, denn nach wie vor befand sich auf dieser Insel ein Stützpunkt der Schwarzblütler. Es bestand die große Wahrscheinlichkeit, daß der Junge und auch dessen Vater mit in den höllischen Strudel hineingerissen wurden.

Tief atmete ich ein.

»Was ist denn, John?« fragte der Kleine und faßte nach meiner Hand. »Hast du Angst?«

Ich schaute auf ihn nieder. »Nein, Marcus.«

»Brauchst du auch nicht. Mein Daddy steht bald wieder auf.«

»Ja, das wird er sicher.« Ich lächelte. Der Kleine erinnerte mich an mein Patenkind Johnny. Er war der Sohn von Sheila und Bill Conolly und hatte sich in der letzten Zeit zu einem richtigen Lausburschen entwickelt. Leider hatte ich viel zu wenig Zeit, ihn zu sehen.

»John, schau mal!« Marcus' helle Stimme unterbrach meine abschweifenden Gedanken.

Über uns, auf den schroffen Felsen, stand eine riesige Gestalt. Als Schattenriß hob sie sich vor dem vom Mondlicht beschienenen Gestein ab.

Mein Magen krampfte sich zusammen, denn ich hatte das Frankenstein-Monster erkannt…

***

Windschiefe Büsche tarnten den Höhleneingang, über dem sich der Hügel wie der Buckel eines urweltlichen Ungeheuers erhob. Er war eingerahmt von vier klobigen Steinen. Sie wirkten wie knorrige Baumstämme, die mit der Zeit versteinert waren.

Schon seit ewigen Zeiten jaulte über dem Hügel der Wind. Regen und Sturm hatten die vier gewaltigen, schwarzbläulich schimmernden Steine blankgewaschen.

Genau diese Steine waren es, die die Menschen auf den anderen Inseln fürchteten. Da sie sich auf dem höchsten Punkt der Insel befanden, konnte man sie von jedem Punkt aus sehen. Auch von See her. Wenn die Schiffe an der Insel der verlassenen Götter vorbeifuhren, bekreuzigten sich hastig die Seeleute.

Satans Zeichen, so nannte man die vier Steine. Wenn die Sonne unterging und sich nur noch knapp über dem Horizont im Westen befand, schickte sie ihre letzten Strahlen auch über diese verfluchte Insel. Dann leuchteten die Steine jedesmal in rotglühenden Farben auf, als würde in der Hölle ein Feuer entfacht.

Oft heulte und wimmerte der Wind zwischen diesen Zeugen der Vergangenheit. Dann glaubte man, die Steine sprechen zu hören, denn es ging auch die Mär um, daß sie einmal vier Riesen gewesen waren, die vor unendlich langer Zeit auf der Erde gelebt und gekämpft hatten, bis ein Dämon sie verfluchte und zu Stein erstarren ließ.

Es rankten sich zahlreiche Geschichten und Legenden um diese Insel, dem Hort der Meeresgeister und anderer schrecklicher Geschöpfe.

Asmodina konnte dieser Stützpunkt nur recht sein. Sie hatte sich im Innern des Hügels ihr Leichenhaus errichtet.

Direkt hinter dem Eingang begann eine andere Welt, so daß der Besucher den Eindruck haben konnte, nicht mehr auf dem Planeten Erde zu sein.

Ein düsteres, violettes Glosen strahlte von den Wänden aus und schuf eine beklemmende Atmosphäre, die sich steigerte, je tiefer man in dem Gang war. Ihn schien der Teufel selbst in den Hügel getrieben und mit seinem höllischen Atem angereichert zu haben.

Der Gang war nicht sehr lang. Er endete schon bald vor einer Treppe, die im Halbbogen in die Tiefe führte. Sie war der direkte Zugang zu einem Horror-Gewölbe ohnegleichen.

Die Treppe bestand aus Stein. Breite Stufen, ausgetreten und an den Ecken mit Spinnweben übersät, brachten den Ankömmling zu den fünf Särgen. Sie standen mit ihren Kopfenden jeweils an der Wand und stachen längs in das Gewölbe hinein. Ein eisernes Geländer begleitete die Treppe entlang der Wand. Gegenüber gab es keinen Halt, man konnte direkt von den Stufen aus in das Gewölbe hineinspringen.

Freiwillig begab sich bestimmt niemand dorthin, denn die Särge waren nicht leer.

Darin hausten schreckliche Gestalten.

Ghouls, Zombies und Skelette. Dämonischer Abschaum, ebenso widerlich wie ekelhaft.

Manche von ihnen trugen Lumpen. Die zerfetzte Kleidung und auch die grauenhaften Gestalten verströmten einen ekelhaften Modergeruch, der kaum noch auszuhalten war.

Einige Wesen hockten aufrecht in ihren Särgen und starrten mit hervorquellenden Augen auf die Frau, die in dieses Gewölbe eigentlich gar nicht hineinpaßte.

Und doch fühlte sich Asmodina hier wohl.

Denn sie war nur von Getreuen umgeben.

Ihr langes rotes Haar fiel bis auf die nackten Schultern und umrahmte das von einer kalten Schönheit gezeichnete Gesicht. Als Zeichen ihrer höllischen Abstammung und ihres dämonischen Daseins wuchsen auf ihrer Stirn die beiden Teufelshörner. Asmodina trug ein weißes Oberteil, das wie ein Bikini geschnitten war. Unterhalb des Bauchnabels begann der lange weiße Umhang, der Ähnlichkeit mit einem eng geschnittenen Rock aufwies. Er wurde von einer knallgelben Schärpe gehalten, deren Teile in der Mitte durch einen Totenkopf befestigt waren. Auch er schimmerte gelb.

Asmodina fühlte sich wohl. Ihr machte es nichts aus, zwischen all den schmatzenden und geifernden Gestalten zu stehen, denn sie empfand sich als Königin. Diese Horrorwesen dienten ihr, und Asmodina gewährte ihnen Schutz.

Sie hatte sich um diejenigen gekümmert, die bisher abgelehnt worden waren.

Doch sie war nicht allein gekommen, um sich ihre Diener anzuschauen. Sie erwartete einen Bericht, und den sollte ihr der Dämonensammler geben.

Er war auch schon eingetroffen und wartete unter der Treppe.

Ihm zur Seite stand Grimes, der Ghoul.

Er schmatzte und schlürfte, wobei er sich ununterbrochen die Hände rieb, so daß ein quietschendes Geräusch entstand.

Mit dem Zeigefinger ihrer rechten Hand gab Asmodina dem Dämonensammler einen Wink. Der Nagel war schwarz lackiert. Wer genau hinschaute, der entdeckte auch durch das Rot der Lippen den bläulichschwarzen Schimmer.

Der Kutscher kam. In unterwürfiger Haltung blieb er vor Asmodina, seiner Herrin, stehen.

»John Sinclair ist da?« fragte Asmodina.

»Ja, Herrin!«

Die Teufelstochter stieß ein hohles, häßlich klingendes Lachen aus, das von den kahlen Wänden widerhallte. »Ich hoffe, er wird mein Leichenhaus finden.«

»Das Monster wird ihn herbringen.«
Asmodina nickte zufrieden. »Ja, dagegen kommt er nicht an.«
»Warum tötest du ihn nicht selbst, Herrin?« wagte der Kutscher zu fragen.
»Weil meine Kräfte noch nicht voll entwickelt sind«, erwiderte sie. »John Sinclair ist stark, ich aber brauche noch meine Zeit. Zudem muß ich mich erst um einen anderen kümmern, den Schwarzen Tod. Wenn ich ihn vernichtet habe, ist die Bahn frei. Deshalb will ich von keinem gestört werden, auch nicht von John Sinclair. Ihr sollt ihn mir aus dem Weg schaffen.«
Grimes begann zu lachen. »Nichts, was wir lieber tun würden. Sinclair wird in diesem Leichenhaus den Tod finden.«
Asmodina nickte. »So soll es sein.« Sie blickte hoch zur Treppe. Dort stand das bleichhäutige Wesen und hatte sein Gebiß gefletscht.
»Nur sie ist übriggeblieben«, erklärte der Kutscher. »Außer dem Monster natürlich.«
Asmodina nickte. »Ja, ich weiß. Ich habe aus dem Jenseits nicht schnell genug eingreifen können, als Sinclair meine Diener vernichtete. Aber das soll er mir büßen. Wann kommt er endlich, dieser…« Sie verschluckte das letzte Wort und stieß ein drohendes Knurren aus.
Die Ghouls und die Zombies wurden unruhig. Sie wollten ein Opfer und waren regelrecht ausgehungert. Vor allen Dingen Grimes konnte sich schlecht beherrschen. Immer mehr Schleim sonderte er ab. Er hatte Mühe, seine menschliche Gestalt zu wahren, denn er verfiel immer mehr in dieses quallige Ghoulwesen.
Er trug wieder seine normale Kleidung, die für ihn so typisch war. Nur die Handschuhe hatte er weggelassen.
Asmodina horchte auf. Ein kaltes Lächeln legte sich auf ihre Lippen. »Ich glaube, sie kommen«, flüsterte sie.
Diese Worte wirkten auf die anderen wie ein Signal. Die Ghouls und Zombies setzten sich in den Särgen auf und lauerten auf ihren Erzfeind Nummer eins…

***

»Ich habe Angst«, sagte der kleine Marcus leise. Er drückte meine Hand so fest er konnte.
Ich beugte mich zu ihm hinunter. »Das brauchst du aber nicht.«
»Doch John, der Mann da.«
Ich holte tief Luft. Da hatte der Kleine gar nicht so unrecht. Vor diesem Monster hatten nicht nur Kinder Angst. Es konnte auch den Erwachsenen die kalte Gänsehaut über den Rücken jagen und sie in Panik versetzen.
Der Frankenstein-Verschnitt machte eine ungelenke Bewegung mit

der linken Hand.

Ich verstand das Zeichen. Wir sollten kommen.

»Bleib du hier«, sagte ich zu dem Kleinen. »Und warte auf mich. Ich komme bald wieder.«

Das Monster schien die Worte gehört zu haben, denn es schüttelte den Kopf.

Ich erschrak, als ich begriff, was diese Geste zu bedeuten hatte.

Der Junge sollte mit.

Das hatte mir gerade noch gefehlt.

»Hör zu!« rief ich dem Monster entgegen, obwohl es mich vielleicht nicht verstand. »Ich komme, aber laß den Kleinen hier aus dem Spiel. Er hat dir nichts getan.«

Der Frankenstein-Verschnitt schüttelte den kantigen Schädel.

Trotzdem sollte der Junge dableiben. »Geh zu deinem Daddy«, sagte ich. »Versteck dich dort.«

Marcus riß sich los. Auf seinem kleinen Beinen rannte er zwischen die Felsen.

Das sah auch das Monster. Plötzlich setzte es sich in Bewegung. Mit gewaltigen Sprüngen überwand es eine große Distanz und stieß dabei große Steine zur Seite, als bestünden sie aus Gummi.

Sein Ziel war der Junge.

Ich zog meine Beretta!

Das Monster schnitt dem Kleinen den Weg ab. Zum Glück trat der Mond in diesem Augenblick hinter einer dünnen Wolke hervor, so daß ich gutes Büchsenlicht besaß.

Mit der Waffenmündung folgte ich dem Lauf des Monsters. Dann hatte ich einen günstigen Schußwinkel, wobei ich von dem Kleinen nichts mehr sah.

Er hatte sich versteckt.

Ich drückte ab.

Vor der Berettamündung blitzte es auf. Das Geschoß jaulte dem Monster entgegen und traf.

Den Schlag spürte das Untier an der Schulter, doch es schüttelte ihn ab wie nichts.

Das Monster blieb sogar stehen und reckte drohend die Faust.

Ich biß mir vor Wut so fest auf die Zähne, daß es knirschte. Einen zweiten Schuß wollte ich nicht riskieren, denn ich durfte die Munition nicht vergeuden.

Plötzlich tauchte Marcus wieder auf.

Er kroch aus einer Felsspalte hervor, richtete sich auf und lief, ohne es zu wissen, auf das Monster zu.

Der Frankenstein-Verschnitt sah den Jungen.

Augenblicklich sprintete er los.

Ich schrie. »Marcus! Weg da! Lauf weg!«

Der Kleine hörte mich zwar, doch er reagierte nicht. Er lief einfach weiter. Und Frankenstein war näher bei ihm als ich.

Er packte zu.

Plötzlich zappelte der Kleine in seinen Händen und wurde hoch in die Luft gewirbelt. Frankenstein drehte sich so, daß wir uns in die Augen sahen.

Die drohende Gebärde reichte mir aus.

Ich ergab mich.

Die Beretta steckte ich wieder in die Manteltasche und hob die Hände in Schulterhöhe. So balancierte ich über die Felsen auf das Monster zu.

Noch immer hielt es den Kleinen. Das Gesicht des Jungen war vor Angst zu einer Maske geworden.

Drei Schritte vor dem Ungeheuer blieb ich stehen. »Laß den Jungen los!«

Es grunzte nur.

»Wir gehen auch so mit dir«, sagte ich zu ihm.

Das Monster zögerte. Es traute uns nicht. Ich spreizte die Arme noch weiter.

Das Monster stieß ein tiefes Knurren aus, daß es ganz hinten in der Kehle produzierte. Er hielt den Kleinen mit der rechten Hand fest.

Marcus zitterte, und mir brach es fast das Herz, als ich den Jungen so sah.

Dann senkte das Ungeheuer den Arm. Fast behutsam stellte es Marcus auf der Erde ab und öffnete seine Pranke.

Der Junge konnte aufatmen, ich auch.

Marcus lief auf mich zu, breitete seine kleinen Arme aus und klammerte sich an mein linkes Bein. Dort hielt er sich schutzsuchend fest. Er schluchzte.

Ich hob ihn hoch.

Die Tränen rannen über sein kleines Gesicht, während ich beruhigend auf ihn einsprach und das Monster eine ungeduldige Handbewegung machte.

Normalerweise hätte es mich getötet und auch dabei auf das Kind keine Rücksicht genommen, doch es hatte sicherlich von Asmodina den Befehl erhalten, uns in das Leichenhaus zu schaffen.

Obwohl ich davor einen Horror hatte, verspürte ich so etwas wie Neugierde.

Wir mußten vorgehen. Mit dem Jungen auf dem Arm kletterte ich die restlichen Klippen hoch und war froh, bald wieder festeren Boden unter meinen Füßen zu haben.

Ich schritt einfach los. Die Richtung war uns nicht angegeben worden, doch ich war sicher, daß das Ungeheuer uns schon dementsprechend dirigieren würde.

Ich hatte mich nicht getäuscht. Plötzlich spürte ich seine Hand auf meiner rechten Schulter und deutete das Zeichen richtig.

Ich änderte meine Richtung. Meiner Schätzung nach mußten wir uns von der Höllenkutsche fortbewegen. Am Himmel türmten sich jetzt dicke Wolkenberge, die immer öfter den Mond verdeckten. Auch der Wind rauschte stärker über das kleine Eiland. Der Wetterumschwung kündete sich mit aller Macht an.

Marcus hielt meine Hand sehr fest. Er ging neben mir, deshalb konnte ich nicht so schnell laufen und kassierte dafür von dem Ungeheuer einen Schlag in den Rücken, der mich nach vorn warf.

Wut und Zorn stiegen in mir hoch, aber aus Rücksicht auf den Jungen unterließ ich eine Reaktion.

Dafür ging ich schneller und nahm den Kleinen wieder auf den Arm, denn er konnte das geforderte Tempo nicht mithalten.

Das Monster ließ es geschehen.

Das Gelände führte bergauf. Ich schaute weit nach vorn und sah die schäumenden Brandungswellen gegen die felsige Küste rollen. Manchmal stießen Möwen wie Pfeile aus den dunklen Wolken und flogen mit schrillem Kreischen über unsere Köpfe hinweg.

Zuerst fielen mir die Steine auf.

Es waren gewaltige Monumente. Zeugen der Vergangenheit, die den Widrigkeiten der Natur getrotzt hatten.

Die Steine auf der höchsten Erhebung der Insel mußten unser Ziel sein, da war ich ganz sicher.

Ich spürte wieder die Hand des Monsters. Diesmal auf der linken Schulter.

Ich schlug die Richtung ein.

Wir schritten am Fuße des Hügels entlang. Rechts von mir ragten die beiden riesigen Steine in den nachtdunklen Himmel. Sie schillerten bläulich schwarz, und wenn das Mondlicht sie traf, blitzten innerhalb des Steingefüges zahlreiche Partikel auf, als wäre in dem Material eine Silberader eingeschlossen.

Hinter mir vernahm ich ein Grunzen.

Ich blieb stehen und setzte den kleinen Jungen ab.

Das Monster schritt an uns vorbei und schob die sperrigen Zweige eines Gebüschs zur Seite, das den Höhleneingang verdeckte.

Das Monster ließ uns vorgehen…

Ich mußte den Kopf einziehen, um die Höhle im Hügel betreten zu können. Den Jungen hielt ich jetzt an der rechten Hand.

»Ich… ich habe Angst«, flüsterte er.

Ich blieb stehen und beugte mich nach rechts. »Das brauchst du nicht, Marcus.«

»Aber es ist so dunkel.«

Himmel, ich konnte den Jungen verstehen. Auch mir klopfte das

Herz bis zum Hals, und ich war einiges gewöhnt. Wie mußte es erst in dem Kind aussehen?

Völlig dunkel war es in dem Gang nicht. Die Wände strahlten ein violettes Glosen aus, das auch uns in seinen unheimlichen Schimmer tauchte.

Marcus zögerte mit dem Schritt.

»Komm, geh weiter«, flüsterte ich. »Es geschieht dir nichts, mein Kleiner.« Mit diesen Worten sprach ich mir wahrscheinlich selbst Mut zu, denn völlig davon überzeugt, den Jungen schützen zu können, war ich nicht.

Ich hatte regelrecht Pudding in den Knien, als ich weiterging. Mein Herz klopfte schneller, ich spürte die Bedrohung, die von dieser Höhle ausging.

Asmodinas Leichenhaus mußte furchtbar sein!

Die Luft roch modrig. Der Sauerstoffgehalt war wesentlich niedriger als draußen, vielleicht konnte ich aus diesem Grunde das Übelkeitsgefühl kaum noch unterdrücken.

Hinter uns tappten die Schritte des Monsters. Ich glaubte, seine Blicke wie Dolchspitzen in meinem Rücken zu spüren und zog unwillkürlich die Schultern hoch.

Ich hatte mir den Gang länger vorgestellt und war doch überrascht, als er plötzlich aufhörte.

Da vernahm ich die Geräusche.

Schmatzen, schlürfen, kichern…

O Gott, wir waren da!

Aus dem Ungewissen Dämmerlicht schälte sich der Beginn einer Treppe.

Sie führte im Halbkreis in ein Gewölbe, wo die Wesen bereits auf mich lauerten.

»Was ist das?« flüsterte der Kleine.

»Nichts, gar nichts, mein Schatz«, raunte ich zurück und schritt weiter vor.

Am Beginn der Treppe blieb ich stehen.

Meinen Kopf wandte ich nach rechts, so daß ich in das Gewölbe hinunterschauen konnte.

Was ich sah, war so schauerlich, daß es mir schwerfällt, dieses Bild zu beschreiben…

***

Zuerst fiel mir Asmodina auf!

Noch nie hatte ich sie so nah gesehen, und ich erkannte erst jetzt ihre bösartige Schönheit, denn es fiel mir kein anderer Ausdruck ein, um sie zu beschreiben.

Und ich spürte die Aura des Schrecklichen, die von dieser Frau

ausging, wie einen eiskalten Todeshauch.
Wir starrten uns an.
Ich senkte den Blick nicht, obwohl aus ihren Augen die Erbarmungslosigkeit der Hölle leuchtete.
»Endlich bist du da!« sagte sie. Ihre Worte tropften in die lastende Stille.
Ich nickte, während der kleine Marcus neben mir zu weinen begann. Leider konnte ich ihn jetzt nicht trösten, denn die Monster leckten sich schon die Lippen.
Zwei Stufen weiter stand die Bleichhäutige. Sie hatte ihr Raubtiergebiß gefletscht und knurrte mich leise drohend an. Ich sah auch Grimes, den Ghoul, der vor Aufregung hin und her zappelte und sich kaum noch beherrschen konnte.
Er sah seine große Chance.
Endlich stand er mir nicht allein gegenüber, sondern hatte starke Helfer an seiner Seite.
Außerdem wußte er Asmodina in der Nähe, die ihm diesen Triumph ermöglichte.
Die Gestalten in den Särgen konnte man wirklich nur als dämonischen Abschaum bezeichnen. Grimes hatte sie herholen lassen.
Sie alle wußten, daß ich gekommen war, und sie drehten sich in ihren Totenkisten herum.
Ich wurde angestarrt.
Mit Augen voller Gier und Haß.
Eng drückte ich den kleinen Marcus an mich. Er vergrub sein Gesicht in den Stoff meines Hosenbeins. Ich wollte ihm den grauenvollen Anblick ersparen.
Arme streckten sich mir entgegen. Mäuler klafften auf und produzierten ein schauriges Heulen.
Grimes lief bis zur Treppe vor, blieb dort stehen und rieb sich die Hände.
In all diesem Grauen fühlte sich Asmodina ungeheuer wohl. Sie genoß es förmlich, von diesen Horrorwesen umgeben zu sein, während mir übel wurde.
Die Bleichhäutige schlich auf mich zu. Einen Arm hielt sie ausgestreckt, senkte den Blick und sah das Kind an.
Ich spannte mich.
Die Untote machte noch einen Schritt, war dann nahe genug herangekommen und griff nach dem kleinen Marcus.
Da fiel bei mir eine Sicherung aus.
Den Schlag kann man wirklich nur als Heumacher bezeichnen, und er traf voll. Der Kopf wurde der Bleichhäutigen in den Nacken gerissen. Sie kippte nach hinten, ruderte mit den Armen, bewegte dabei auch die Beine und verfehlte die oberste Stufe.

Die Untote verlor das Gleichgewicht. Sie fiel nach rechts, wo sich kein Geländer befand.

Wie ein Stein sauste sie in die Tiefe. Ich hörte es krachen und einen wütenden Grunzlaut. Als ich mich etwas zur Seite beugte, sah ich, was geschehen war.

Die Bleichhäutige war genau auf einen im Sarg sitzenden Zombie gefallen und hatte ihn unter sich begraben, wobei die Totenkiste dem plötzlichen Druck nicht mehr standgehalten hatte und splitternd zerbrach.

Asmodina aber verzog wütend das Gesicht. »Runter mit ihm!« keifte sie.

Das Monster hinter mir preßte mir seine Pranke in den Rücken und schob mich vor sich her.

Drei Schritte waren es bis zur Treppe.

Marcus blieb bei mir. Wie ein Ertrinkender umklammerte er mein Hosenbein.

Kampflos würde ich mich nicht ergeben, das stand fest. Ich hatte noch fünf Kugeln in meinem Magazin, damit konnte ich fünf Untote ausschalten. Was dann allerdings geschehen würde, daran durfte ich nicht denken.

Ich bewegte mich weiter nach links und hielt mich dicht an der Wand, während ich die erste Stufe hinter mich ließ. Eine Hand legte ich beruhigend auf den dunkelblonden Schopf des kleinen Jungen. Mit den Fingern streichelte ich automatisch sein Haar.

Er sollte spüren, daß ich immer bei ihm war.

Neben mir tauchte das Monster auf.

Es schritt die Stufen hinab wie jemand, der nach einer langen Verletzung das Laufen lernt.

Unten warteten die grausamen Gestalten. Sämtliche Wesen hatten ihre Särge verlassen und sich um Asmodina, ihre Königin, geschart. Sie stand statuengleich in der Mitte des Gewölbes und starrte mir entgegen.

Ich hatte die dritte Stufe erreicht.

Grimes konnte es nicht mehr erwarten. Er kam mir mit plumpen Bewegungen entgegen. Auch die Bleichhäutige aus der Kutsche hatte sich wieder erhoben. Sie tauchte hinter dem Ghoul auf.

Sie wollten die ersten sein.

Die nächste Stufe!

Der kleine Marcus hatte Mühe, sie mit seinen kurzen Beinen zu nehmen.

Auch das Monster schritt längst nicht so sicher. Es hatte die Arme halb ausgebreitet, um so eine bessere Standfestigkeit zu finden.

Da ritt mich der Teufel.

Urplötzlich war mir die Idee gekommen, und sofort setzte ich sie in

die Tat um.

Mein Arm fegte nach rechts. Es war ein blitzschneller, bretthart geführter Schlag, und er traf das Monster in Höhe des Halses. Dieser Hieb konnte dem Ungeheuer zwar nichts anhaben, aber er schleuderte ihn von der Treppe.

Es gab einen dumpfen Laut, als er auf die Steinfliesen krachte.

Eine Sekunde war Ruhe.

Zeit, die mir reichte, um die Beretta zu ziehen.

Dann aber brach die Hölle los!

***

Sie flogen durch Zeit und Raum.

Die Gesetze der Physik waren für Bill Conolly und Suko aufgehoben worden, es existierte nur noch die reine Magie.

Wundersame Eindrücke strömten auf sie ein. Sie sahen Lichter, vom grellen Weiß, bis zum tiefsten Schwarz. An und in ihren Körpern tobten Kräfte, wie sie sie noch nie zuvor gespürt hatten.

Eingehüllt in eine Wand aus magischer Energie trieben sie dahin. Sie wußten nicht, wo oben oder unten war, selbst ihre Gehirnströme waren fast auf den Wert Null reduziert.

Plötzlich jedoch war alles vorbei.

Wie von selbst öffneten sie die Augen, spürten festen Boden unter den Füßen und merkten, wie der Wind mit ihren Haaren spielte.

Sie waren am Ziel!

Bill wollte etwas sagen, er hatte auch schon den Mund geöffnet, als er merkte, wie ein grenzenloser Schmerz durch seinen Körper fuhr. Gleichzeitig sah er Suko, der neben ihm stand und dessen Umrisse plötzlich verschwammen.

Der Chinese glitt wieder zurück.

Bill erlebte das gleiche. Der Wind war auf einmal weg, ebenso der feste Boden, und die Tiefe des magischen Raumes saugte die beiden wieder auf.

Die Zeitreise hatte nicht geklappt.

Asmodinas Gegenzauber war stärker!

***

Ich wirbelte den kleinen Marcus um meinen Körper herum, so daß er auf die linke Seite geriet. Ich bekam rechts freie Schußbahn.

Ich drückte ab.

Leicht geduckt stand ich, den rechten Arm hatte ich vorgestreckt. Und vor der Mündung blitzte eine Feuerblume auf.

Ich hatte auf den Ghoul gezielt, doch abermals hatte Grimes Glück. Er schien wirklich mit dem Zufall einen Pakt geschlossen zu haben.

Die Bleichhäutige stieß ihn genau in dem Moment zur Seite, als ich abdrückte. Die geweihte Silberkugel, die dem Ghoul gegolten hatte,

traf die Untote.

Sie stieß einen grauenhaften Schrei aus, warf beide Arme in die Höhe und fiel nach hinten.

Da war nichts, was sie hielt. Ihr Körper verschwand und rollte mit hartem Klatschen die Stufen der Treppe hinunter.

Ich hätte unter Umständen noch weiter gefeuert, doch der Junge hinderte mich. An seine Sicherheit mußte ich zuerst denken. Es war ein böser Zufall, daß er und sein Vater ausgerechnet an dieser höllischen Insel gestrandet waren. Ändern konnte ich nichts mehr. Die Parole hieß Kampf. Noch hatten sich die grauenvollen Geschöpfe nicht von der Überraschung erholt, so daß mir ein paar Sekunden blieben. Mit dem linken Arm riß ich den kleinen Marcus hoch, warf ihn über meine Schulter und rannte weg.

Marcus schrie. Er hatte schreckliche Angst. Er wippte mit seinem Oberkörper hin und her, wobei seine kleinen Hände gegen meinen Rücken schlugen.

Aber ich konnte nicht langsamer laufen, dann hätten mich die verdammten Monster eingeholt.

Ich sah es zwar nicht, aber ich hörte, daß sie sich an eine Verfolgung gemacht hatten.

Asmodina persönlich feuerte sie an. »Holt ihn her! Ich will ihn haben!« So leicht gab ich mich nicht geschlagen. Wenn sie es wirklich schafften, mich zu besiegen, werde ich mindestens vier von ihnen mitnehmen, dachte ich.

Der Gang kam mir plötzlich viel länger vor. Ich zog den Kopf ein, um nicht an die Decke zu stoßen und atmete befreit auf, als ich die Umrisse des Höhleneingangs erkannte.

Zwei Sekunden später lag Asmodinas Leichenhaus hinter mir.

Aber wohin jetzt?

Darüber machte ich mir keine weiteren Gedanken mehr, sondern rannte kurzerhand los. Fest hielt ich den kleinen Marcus umklammert. Er durfte mir nicht von der Schulter rutschen, denn dann war es aus. Diese mörderischen Wesen würden auch vor einem Kind nicht haltmachen.

Allein der Gedanke daran trieb einen rasenden Zorn in mir hoch und gab mir die Kraft, meine Kräfte zu verdoppeln.

Zwischen zwei Steinen wollte ich hindurch.

Da glühten sie plötzlich auf, und im gleichen Moment sah ich den Kutscher zwischen ihnen hervortreten.

Nicht nur die Steine glühten, auch sein Auge vor das er etwas geklemmt hatte.

Grünes Licht schoß daraus hervor, war auf mich gezielt, und im letzten Moment schlug ich einen Haken.

Der Strahl zackte dicht neben meinem Fuß in den Boden. Im gleichen

Augenblick verlosch auch das grüne Licht, die Steine und der Kutscher sahen wieder normal aus.

Wo der Strahl den Erdboden getroffen hatte, sah ich eine verbrannte Stelle. Im Nachhinein klopfte mein Herz noch schneller, als ich daran dachte, welch einer Gefahr ich im letzten Augenblick entgangen war.

Ich mußte weiter. Konnte mir nicht einmal die Zeit nehmen, auf den Kutscher zu schießen. Wie er nach draußen gekommen war, wußte ich nicht. Wahrscheinlich hatte er mir aufgelauert, sozusagen als Asmodinas Rückendeckung.

Ich rannte nach rechts, wobei ich auch einen Blick zurückwarf. Der Kutscher starrte mir nach, und in seinem Auge glaubte ich wieder das grüne Glühen zu sehen.

Wahrscheinlich regenerierte er sich jetzt.

Ich hatte diesen Gedanken kaum formuliert, da trat ich mit dem rechten Fuß ins Leere. Ohne es zu sehen, hatte ich den Rand des Hügels erreicht. Hier war der Boden rutschig. Ich konnte mich nicht mehr fangen und fiel.

Überschlagend rollte ich mit dem Jungen den Abhang hinunter. Marcus begann wieder zu weinen. Spitze Steine stachen ihn als auch mich. So gut es ging, versuchte ich den Kopf des kleinen Jungen zu schützen.

Ein Gebüsch hielt mich auf.

Sofort drehte ich mich und kam auf die Knie. Mein Blick flog hoch zum Hügelgipfel.

Dort stand der Kutscher. Und weiter entfernt hörte ich das Heulen der Meute.

Mit dem Körper deckte ich den Jungen ab, dann hob ich den rechten Arm mit der Waffe.

Er zitterte wie Espenlaub. Vor Wut biß ich mir auf die Lippe.

Es ging kein Weg daran vorbei, ich mußte den Kutscher ausschalten, sonst hätte den Jungen und mich der dämonische Strahl getroffen.

Mit der Linken stützte ich meine Waffenhand ab.

Der Kutscher kam.

Das grüne Schimmern vor seinem Auge hatte sich verstärkt. Die Kräfte waren da, jeden Moment konnte es zu einer Entladung kommen.

Ich riß mich zusammen, versuchte nicht an die Zukunft zu denken, sondern konzentrierte mich nur auf die Gegenwart, die schrecklich genug war.

Der Kutscher rutschte den Hang hinunter. Dabei bewegte er sich zu schnell, so daß ich keinen sicheren Schuß anbringen konnte.

Ich mußte ihn tatsächlich dicht herankommen lassen.

Er ging weiter.

Noch drei Schritte trennten uns.

Das Licht wurde stärker, ich konnte nicht mehr hineinschauen. Unter mir bewegte sich der Kleine. Es waren höllische Sekunden, die ich zu überstehen hatte, als ich genau über Kimme und Korn zielte.

Jetzt!

Seltsam trocken klang das Geräusch des Schusses, als es vom Wind weggerissen wurde.

Zwei Schritte Entfernung.

Ich hatte ihn getroffen.

Genau ins Ziel.

Das geweihte Silbergeschoß war dem Kutscher durch das Monokel gedrungen.

Im nächsten Augenblick begann die Gegenreaktion. Der Dämon verpuffte.

Ich sah eine schwefelgelbe Rauchwolke, sonst nichts mehr.

Erleichtert atmete ich auf und ließ meine Hand sinken. Ich hörte auch wieder das Schluchzen des Kleinen und streichelte automatisch seinen Kopf.

Der schwefelgelbe Rauch wurde vom Wind zerfasert und davongetrieben. Ich bekam wieder eine klare Sicht.

Sie standen auf der Hügelkuppe.

Sämtliche Monster aus Asmodinas Reich hatten sich dort zu einem makabren Reigen versammelt.

Ein Bild wie aus dem Horror-Lexikon.

Aufkommender Mondschein leuchtete sie an. Groteske Gestalten, pervertiert und zu einem untoten Leben verdammt. Selbst mir trieb dieser Anblick einen Schauer über den Rücken.

Sollte ich abermals schießen?

Nein, die Entfernung erschien mir zu groß.

Frankenstein machte den Anfang. Er trat einen Schritt vor, um den Abhang hinunterzukommen.

Für mich wurde es Zeit, denn gegen dieses Monster kam ich nicht an. Nicht mit Silberkugeln. Dagegen mußte ich mich anders wehren.

Abermals schnappte ich mir den kleinen Marcus und warf ihn über die linke Schulter.

Dann lief ich weg.

So schnell es ging, hetzte ich über die unebene Erde, versuchte Bodenwellen auszuweichen und hoffte inständig, daß ich mir nicht den Fuß verstauchte.

Es war ein verzweifelter Wettlauf mit der Zeit, denn das Monster war schneller. Wofür ich zwei Schritte benötigte, das schaffte es mit einem.

Ich konnte mir selbst ausrechnen, wann mich dieses Ungeheuer hatte. Einen Blick zurück warf ich nicht. Er hätte mich nur in meinem Laufrhythmus gestört.

Wo sollte ich ein Versteck finden?

Bei den Klippen! Aber bis ich dort hinkam, hatte mich dieses grauenhafte Geschöpf längst gepackt.

Der Eisregen traf mich wie ein Blitz aus heiterem Himmel. Es war kein Schnee, sondern hagelgroße Graupelkörner, die auf den Kopf des Kleinen und auch auf meinen Schädel niederprasselten.

Marcus weinte wieder.

Ich konnte ihn jetzt nicht trösten, denn ich brauchte selbst jedes Quentchen Luft. Ich bekam Seitenstiche. Die Belastung des Kindes machte sich schwer bemerkbar.

Die Chancen, die Klippen zu erreichen, sanken.

Ich zitterte, da mein linker Arm eingeschlafen war.

Und plötzlich sah ich etwas Schwarzes, Dunkles vor mir auftauchen.

Die Kutsche!

Der Schlag stand noch offen.

Eine Wahnsinnidee durchzuckte mich. Warum sollte ich mich nicht in der Kutsche verstecken?

Dort würden mich meine Feinde zuletzt suchen. Sie rannten sicherlich hinunter zum Ufer.

Kurzentschlossen sprang ich in die Kutsche hinein und riß den Schlag hinter mir zu. Im ersten Augenblick kam ich mir vor wie in einem großen Sarg, doch die Kutsche besaß auf der anderen Seite ebenfalls einen Schlag, durch den ich steigen konnte.

Den kleinen Marcus legte ich auf die Bank und lächelte ihn an.

»Daddy!« jammerte er. »Wo ist Daddy?«

»Er kommt bestimmt«, erwiderte ich schweratmend. »Und jetzt mußt du schön still sein, ja?«

Er nickte.

Mein Gott, was mußte der Kleine durchmachen!

Ich trat ans Fenster und schaute nach draußen. Dunkelheit! Kein Mondlicht sickerte mehr auf die Insel. Die Wolken verdeckten alles, und der Eishagelschauer prasselte mit elementarer Wucht auf das Dach der Kutsche nieder, so daß es sich anhörte, als würde jemand eine riesige Tüte voller Erbsen auskippen.

Von meinen Verfolgern war nichts zu sehen. Ich hörte sie auch nicht, da der niedergehende Hagel alle anderen Geräusche übertönte.

Wie lange gaben sie mir Galgenfrist? Zehn Minuten, eine halbe Stunde?

Für einen Moment vergrub ich das Gesicht in beide Hände. Ich war so ziemlich mit den Nerven fertig, denn was ich in den letzten Stunden durchgemacht hatte, ging auf keine Kuhhaut.

Ich dachte an meinen kleinen Schützling und riß mich zusammen. Der Kampf war noch längst nicht zu Ende. Für mich stand er erst am Beginn.

Wieder schaute ich nach draußen.

Der Hagel fiel noch dichter. Er glich einer wirbelnden Wand. Mich wunderte es nur, daß die Pferde stehenblieben.

Für einen Moment setzte ich mich. Am liebsten hätte ich die Augen geschlossen und geschlafen.

Der kleine Marcus schaute mich vertrauensvoll an. Ich lächelte ihm aufmunternd zu, obwohl ich selbst Trost brauchen konnte.

Der einzige Trost jedoch war meine Beretta. Mit noch drei geweihten Silberkugeln im Magazin.

Mit einem Ruck wurde plötzlich die Tür der Kutsche aufgerissen.

Ich sprang von der Bank hoch.

Draußen stand das Monster.

Mir war klar, daß nun ein Kampf auf Leben und Tod vor mir lag…

***

Plötzlich krümmte sich Myxin vor Schmerzen. Er taumelte nach vorn, brach in die Knie und stützte sich gerade noch an der Kante des Tisches ab.

Jane lief auf ihn zu, blieb jedoch wartend vor ihm stehen, da sie sich nicht traute, den Dämon anzufassen.

Myxin war kleiner als sie. Verzerrt lächelnd schaute er zu der Detektivin hoch. »Machen Sie sich keine Umstände, ich…« Er schüttelte den Kopf wie ein Hund, der die Wassertropfen aus dem Fell haben will. »Sie ist einfach zu stark«, sagte er.

»Wer ist zu stark?«

»Asmodinas Magie.«

»Was soll das heißen?« fragte Jane Collins besorgt. Sie ahnte auf einmal Böses.

»Ganz einfach. Suko und Bill Conolly haben es nicht geschafft, auf der Insel zu landen. Asmodina hat ihre Magie gegen die meine gesetzt, und auf der Insel ist sie stärker. Sie haben die Landung versucht, es aber nicht geschafft.«

»Okay, okay.« Jane Collins schrie und nickte. »Soweit habe ich begriffen. Aber wo sind die beiden jetzt?«

Myxin hob die Schultern. »Ich kann es nicht genau sagen. Raum und Zeit sind durch meine Magie aufgehoben worden, und wo sich Bill und Suko herumtreiben…«

»Reden Sie keinen Unsinn!« fuhr Jane Collins den Magier an und stampfte wütend mit dem Fuß auf. »Ich will endlich wissen, was los ist. Geben Sie mir eine genaue Auskunft!«

Myxin schaute Jane an. Nie hatte die Detektivin solch einen Ausdruck in seinen Augen gesehen.

War es Wut? Niedergeschlagenheit? Haß?

»Was ist geschehen?« schrie sie.

Myxin machte eine Handbewegung und deutete an der

blondhaarigen Frau vorbei. »Da«, sagte er nur.
Jane Collins drehte sich um.
Unwillkürlich hielt sie die Luft an, preßte ihren Handrücken gegen die Lippen und trat einen Schritt zurück.
Abermals entstand mitten im Raum die Lichtwand. Sie flirrte und flimmerte silberhell, leuchtete das Zimmer bis in jeden Winkel aus, und innerhalb der Lichtaura glaubte Jane, die Konturen zweier Gestalten zu sehen.
Sie hatte sich nicht getäuscht.
Bill Conolly und Suko kehrten zurück.
Shao, die bisher nichts gesagt, sondern nur zugehört hatte, sprang auf.
»Suko!« rief sie erregt.
Der Chinese hörte sie nicht. Er und Bill befanden sich noch immer innerhalb des Lichtkreises. Sie wirkten wie zwei fremdartige Wesen von einem anderen Stern, schwankten hin und her und konnten sich kaum auf den Füßen halten.
Myxin breitete beide Arme aus. Dabei spreizte er die Finger, drückte sie nach innen, und der Lichtkreis brach zusammen.
Bill und Suko fielen zu Boden.
Shao wollte auf ihren Freund zugehen, doch Jane Collins hielt sie am Arm fest. »Nicht, es wird ihnen schon nichts passiert sein«, sagte sie.
Shao nickte.
Beide Frauen schauten zu, wie Myxin sich den beiden Männern näherte, in die Knie ging und sie jeweils an den Schläfen mit seinen Fingerspitzen berührte.
Da öffneten die ›Reisenden‹ die Augen.
Verwirrt schauten sie sich für einen Moment um. Und beide begriffen sie gleichzeitig.
Bill sprach es aus. »Wir sind wieder zurück?«
Jane Collins nickte, während Myxin ein wenig abseits stand.
Der Reporter umfaßte mit beiden Händen seinen Kopf. »Aber die Insel…«
»Wart ihr da?« fragte Myxin.
Suko gab die Antwort. »Ja, wir haben sie gesehen.«
»Was ist mit John?« fragte Jane Collins schnell.
»Das weiß ich nicht. Ihn konnten wir nicht entdecken. Wir waren auch nur für einen Moment dort.«
Jane blickte zu Boden.
Bill Conolly erhob sich. Er schaute Myxin, den Magier, an. »War wohl nichts mit deiner tollen Magie, du Möchtegernzauberer, wie?«
»Halten Sie den Mund!« fuhr Myxin den Reporter an.
Conolly lachte nur. »Hör zu, Freund, ich gebe dir noch eine Chance. Laß uns die Reise ein zweitesmal versuchen.«

Myxin schüttelte den Kopf. »Die andere Magie ist stärker«, gab er zu.
»Welche andere, zum Henker?«
»Asmondinas Magie hat die Insel wie ein unsichtbares Dach bedeckt«, erklärte er.
»Und dagegen kommst du nicht an?« spottete der Reporter.
»Nein.« Myxin machte eine unwirsche Handbewegung. »Ich müßte erst einen Gegenzauber schaffen, das jedoch kostet Zeit, wenn Sie verstehen, was ich meine.«
»Ja, ja, schon gut. Und an John Sinclair denkt niemand. Er schlägt sich schließlich auf dieser verdammten Insel mit zahlreichen Monstern herum, während wir hier sitzen und…« Bill verstummte, griff nach seinen Zigaretten und steckte sich mit einer fast wütenden Bewegung den Glimmstengel zwischen die Lippen.
Shao hatte sich neben Suko gestellt und seinen Arm gefaßt. Sie hatte große Angst um ihren Freund.
Bill Conolly war ans Fenster getreten, schaute nach draußen in die Dunkelheit und drehte sich plötzlich um.
»Es gibt nur noch einen Weg«, sagte er und fuhr erst fort, als die anderen ihn gespannt anschauten. »Wir müssen ein Flugzeug chartern und selbst hoch zu den Orkney-Inseln fliegen«, sagte er.
Niemand sprach. Auch Myxin nicht, doch der schüttelte den Kopf.
»Was hast du denn jetzt wieder?« knurrte Bill.
»Bis wir die Inseln erreicht haben, ist John Sinclair schon zehnmal in Asmodinas Reich begraben worden…«

***

Das Monster hatte mich!
In seinem Gesicht zuckte es, ein Zeichen dafür, wie erregt es war. Die gewaltigen Pranken hatte es um die Einstieggriffe geklammert. Die dicken Stäbe wirkten zwischen seinen Fingern wie Nadeln.
Das Ungeheuer nahm die gesamte Türbreite ein, so daß ich nicht an ihm vorbei nach draußen schauen konnte. Deshalb sah ich auch nichts von den anderen Gestalten, die sich auf meine Spur gesetzt hatten. Aber ich war mir sicher, daß sie in der Nähe lauerten, denn sie wollten mich ebenfalls.
Auch der kleine Marcus hatte das Untier gesehen. Er lag nicht mehr auf der Bank, sondern hatte sich aufgesetzt. Schreckensstarr waren seine Augen. Sein kleiner Mund war halb geöffnet, die Unterlippe zitterte.
Ich konnte das Kind nicht im Stich lassen und fliehen, dann hatte es das Monster…
Soweit dachte ich nicht einmal, ich handelte.
Aus dem Stand sprang ich vor. Meine Beine schnellten auf das Monster zu, und beide Füße donnerten mit elementarer Wucht gegen

die Brust des Ungeheuers.

Es gab einen dumpfen Laut. Der Frankenstein-Verschnitt riß sein Maul auf, und aus seinem Schlund drang ein dumpfes Röcheln. Eine Hand löste sich vom Griff.

Ich trat wieder zu.

Der Koloß kippte um.

Der Weg war frei!

Doch in der Kutsche lag noch der Junge.

Allein fliehen konnte ich nicht. Ihn mir zu schnappen, hatte ich nicht mehr die Zeit.

Ich griff zu einem verzweifelten Trick. An dem Ungeheuer vorbei, wand ich mich aus der Kutsche, tauchte unter einem zupackenden Arm hinweg und sprintete auf den Bock zu.

Ich spürte nicht die eiskalten Hagelkörner, die mein Gesicht peinigten, sondern sprang auf den Fahrersitz.

Für Bruchteile von Sekunden sah ich auch die anderen. Sie hatten sich ebenfalls um die Kutsche versammelt. Grimes, der Ghoul, war ihr Anführer.

Jetzt hätte ich freie Schußbahn gehabt, doch nun fehlte mir die Zeit.

Mit der rechten Hand riß ich die Peitsche aus der Halterung, schwang sie einmal durch die Luft und ließ den Riemen dann über die Rücken der Pferde klatschen.

Das war die Sprache, die die Tiere verständen. Sie zogen an.

Ich wurde nach hinten geworfen und prallte gegen die Rückenlehne. Im selben Augenblick blieben die Gäule wieder stehen.

Verdammt auch.

Und da kam schon das Ungeheuer.

Von der linken Seite kletterte es auf den Kutschbock. Eine Pranke kam mir gefährlich nahe. Ich rückte weg, so daß mich die Hand nur streifte, sprang wieder vom Bock auf die Erde und wurde von einem Zombie attackiert.

Er warf sich einfach auf mich.

Ausweichen konnte ich nicht mehr. Der schwere Körper drückte mich gegen die Außenwand der Kutsche.

Ich roch den Moder und rammte mein Knie hoch.

Der Zombie kippte zurück.

Mit der linken Hand hielt ich die Peitsche, die rechte versenkte ich in die Manteltasche und zog die Beretta hervor.

Aus kürzester Distanz jagte ich dem Zombie eine geweihte Silberkugel in den Kopf.

Der Untote verging.

Ungelenk kletterte das Monster über den Kutschbock. Um dieses Ungeheuer konnte ich mich nicht mehr kümmern, für mich war nur der kleine Marcus wichtig. Ihn mußte ich aus dem höllischen Gefährt

herausholen.

Ich warf mich in die Kutsche hinein, schnappte mir den Kleinen, als etwas geschah, was all meine Pläne über den Haufen warf.

Die Gäule rannten los.

Das ging von einem Augenblick zum anderen. Ich verlor das Gleichgewicht und fiel zwischen die beiden Sitzbänke. Auch der Kleine rutschte von seiner Bank, mir jedoch zum Glück in die Arme. Er begann wieder zu weinen.

Die Tür ging durch die Fliehkraft zu.

Weiterhin prasselte der Hagel auf das Dach. Dicke Körner wurden vom Sturm gegen die Scheiben geschleudert, und mich wunderte es, daß noch keine zerbrochen war.

Die Pferde waren wie verrückt. Sie jagten so rasch und wild los, daß die Kutsche schwankte wie ein altes Boot, das vom Sturm gebeutelt wird.

Ich konnte nicht stehen, sondern nur knien. Die Peitsche hatte ich mir unter den Arm geklemmt, sie war zwar nicht mit meiner Dämonenpeitsche identisch, aber auch sie hatte jemand auf magische Art und Weise verändert.

In der Grafschaft Kent war der Boden noch eben gewesen, hier auf der Insel jedoch zogen die Gäule die Kutsche über Erdbuckel, Steine, Mulden und durch Büsche.

Das Gefährt schwankte von einer Seite zur anderen. Ich kam kaum dazu, einen klaren Gedanken zu fassen. Und immer wieder stellte ich mir die Frage nach dem Ziel der Reise.

Würden wir wieder in einer anderen Dimension verschwinden? Vielleicht sogar auf Nimmerwiedersehen?

Grauenhaft die Vorstellung.

Und das Monster! Was war aus ihm geworden? War es während der rasenden Fahrt vom Kutschbock gefallen, oder hatte es sich halten können?

Die Antwort bekam ich schnell.

Über mir hörte ich plötzlich ein dumpfes Dröhnen. Mein Blick flog hoch, und ich sah, daß die Holzdecke der Kutsche zitterte.

Klar, wer dort auf dem Dach lag.

Wieder dröhnte ein Schlag gegen das Holz. Und diesmal brach es. Ich vernahm das Knirschen, und im nächsten Augenblick rammte eine Faust durch das entstandene Loch.

Hagel, vermischt mit Schnee, jagte in das Kutscheninnere. Der Kleine schrie, er hatte ungeheure Angst. Ich hätte ihn so gern in den Arm genommen und beruhigt, das war nicht möglich, da ich mich um das Monster kümmern mußte.

Innerhalb der Kutsche war ich der Unterlegene, das stand fest. Auf engstem Raum konnte ich mit dem Untier nicht fertig werden.

Ein weiterer Schlag donnerte gegen das Kutschendach und riß das Loch noch größer.

Ich sah bereits das Gesicht des Ungeheuers. Diese Physiognomie würde mich in meinen Alpträumen begleiten, wenn ich es je schaffte, hier wieder herauszukommen.

Sollte ich schießen?

Nein, ich nahm die Peitsche.

Schlug von unten nach oben. Die Peitschenschnur wirbelte hoch und traf das Monster quer im Gesicht.

Das Untier brüllte auf.

Zum erstenmal sah ich, daß es gezeichnet worden war. Ein feurig roter Streifen zog sich quer durch sein Gesicht. Hatte Säure das Gesicht so gezeichnet.

Dieser Anblick, so schrecklich er auch war, gab mir neue Hoffnung. Das Monster war zu besiegen.

Aber noch kämpfte es.

Der Frankenstein-Verschnitt drehte durch. Ein schauriges Brüllen erreichte meine Ohren und steigerte die Angst des kleinen Marcus noch weiter.

Mit einem einzigen Griff fetzte das Monster das halbe Kutschendach aus der Verankerung.

Scharf jagte der Wind ins Innere. Schnee und Hagel trieb er hinein; beides klatschte in mein Gesicht, als ich abermals zuschlug.

Diesmal sah ich, wie die Peitsche aufblitzte, aber das Monster bog im letzten Augenblick seinen Oberkörper zur Seite, so daß der Schlag fehlte.

So besiegte ich es nie.

Ich mußte aufs Dach.

Wieder einmal.

Diesmal jedoch startete ich aus einer besseren Position heraus. Ich brauchte nicht mehr außen um die Kutsche herum, sondern konnte durch die Öffnung klettern.

Beide Arme reckte ich hoch, bekam das Holz zu fassen und zog mich mit einem Klimmzug hoch.

Den Peitschengriff hatte ich mir zwischen die Zähne geklemmt. Wenn das Monster mich jetzt packte, war ich verloren.

Ich hatte Glück.

Frankenstein hatte noch genug mit seiner eigenen Verletzung zu tun. Unkontrolliert fuhren seine Pranken durch das Gesicht, tasteten, die Wunden ab, und er dachte gar nicht daran, sich mit mir zu beschäftigen. Die Galgenfrist kam mir sehr gelegen.

Ich drehte mich, damit ich in eine günstige Schlagposition geriet. Dabei fiel mein Blick auch über das Land. Trotz des gewaltigen Schnee- und Hagelschauers sah ich, wo die Kutsche hinraste.

Genau auf die Klippen zu.

Aber nicht unten an der tiefsten Stelle, wo ich auch Marcus und seinen Vater gefunden hatte, sondern über ein Plateau, das als steile Felswand hinab zum Meer führte.

Marcus und ich waren verloren, wenn die Kutsche da hinunterraste und von den gierigen Fluten verschlungen wurde.

Raus aus dem Gefährt. Unsere einzige Chance. Doch das Monster hatte etwas dagegen.

Es sah mich an.

Und plötzlich dröhnte mir ein schauriges, haßerfülltes Brüllen entgegen. Es bewies, daß das Monster längst noch nicht aufgegeben hatte.

Die Pferde jagten weiter. Sie wurden noch schneller in diesem ebenen Gelände. Immer näher rückte die große Gefahr.

Ich konnte und durfte daran nicht denken.

Das Monster und ich hatten mit den selben Schwierigkeiten zu kämpfen. Es war für uns nahezu unmöglich, das Gleichgewicht zu halten. Wobei das Ungeheuer durch seine Unbeweglichkeit sich selbst in eine schlechtere Position brachte.

Doch es kannte nur den Angriff.

Die Kutsche rüttelte und schüttelte hin und her. Ich flog einmal nach rechts, dann wieder nach links, dabei gelang es mir, mich mit der freien Hand am Gepäckhalter festzuklammern.

Aus der Drehung heraus führte ich den ersten Schlag.

Diesmal traf ich voll.

Blitzschnell wickelte sich die Peitschenschnur um den Hals des Monsters. Ich hatte den Griff nicht losgelassen, und zog noch einmal fest nach.

Der Koloß kippte nach vorn. Seine Pranken fuhren hoch und wollten die Schnur von seinem Hals lösen, doch die Finger waren viel zu ungelenk.

Sie paßten nicht zwischen Schnur und Hals.

Ich ließ die Peitsche los, als ich sah, wie von seinem Hals plötzlich grünliche Wolken aufstiegen und zerflatterten.

Das Monster warf den Kopf zurück, brüllte in wahrer Todesangst und riß weit die Augen auf. Die Zunge schnellte aus seinem Mund, ein blaugrauer widerlicher Klumpen. Für einen Augenblick sah ich das metallene Gebiß leuchten, dann riß ich mich von dem Anblick los. Für den kleinen Marcus und mich wurde es die allerhöchste Eisenbahn, wenn wir dieses Inferno lebend, verlassen wollten.

Ich kletterte auf dem selben Weg wieder zurück ins Innere der Kutsche.

Meine Beine stießen zuerst durch das zerstörte Dach. Bevor ich den Kopf nachzog, warf ich noch einen Blick in die Runde.

Der Klippenrand war verdammt nah!
Zu nah!
Ich ließ mich fallen.
Jetzt zählte jeder Sekundenbruchteil.
Ängstlich schaute mir der kleine Marcus entgegen. Ich sagte nichts, packte ihn, warf mich zurück, stieß den Schlag auf und ließ mich kurzerhand fallen.
Beide tauchten wir hinein in die wirbelnde tosende Hölle. Ich vernahm noch einen gräßlichen Schrei, deckte den Kleinen mit meinem Körper, dann erfolgte der mörderische Aufprall.
Ich hatte das Gefühl, mein Rücken würde in der Mitte zerteilt, wirbelte um die eigene Achse, wußte nicht, wo oben und unten war, flog und wurde weiter geschleudert, bis ich einen Schlag gegen den Kopf bekam, der mein Bewußtsein auslöschte.

***

»Onkel John, Onkel John.«
Ich hörte die dünne Stimme wie durch eine dicke Watteschicht gefiltert und öffnete mühsam die Augen.
Mein Kopf schien um das Doppelte des normalen Volumens angeschwollen zu sein, und ich hatte große Mühe, einen einigermaßen klaren Gedanken zu fassen.
Dann aber sah ich das Gesicht des kleinen Marcus dicht vor dem meinen, und die Erinnerung kehrte schlagartig zurück.
Die Kutsche, die Monster, dann der Kampf mit dem Frankenstein-Verschnitt, unser verzweifeltes Aussteigen während der höllischen Fahrt, danach meine Bewußtlosigkeit.
Jetzt hatte mich die Wirklichkeit zurück.
»Onkel John, Onkel John, du darfst nicht schlafen. Es ist so kalt. Ich friere und habe Angst.«
Trotz meiner Kopfschmerzen gelang es mir, dem Kleinen zuzulächeln. »Es ist alles gut«, flüsterte ich, »wirklich, mein Schatz.«
Marcus schaute mir ins Gesicht und dann lachte er.
Himmel, es war die schönste Belohnung, die mir der Kleine bereiten konnte. Sie ließ auch einen Teil meiner Schmerzen vergessen. Mühsam stemmte ich mich hoch.
Zuerst drehte sich alles vor meinen Augen, und ich brauchte eine Weile, um zu mir selbst zu finden.
Es hatte aufgehört zu hageln. Dafür trieb der Wind jetzt dicke Schneeschleier über die Insel. Der Boden war bald mit einem dünnen weißen Teppich bedeckt.
Ich nahm den kleinen Marcus an die Hand und drehte mich einmal um die eigene Achse.
Viel sah ich nicht. Nur einen dichten, tanzenden Schneevorhang. Ich

tastete nach meiner Waffe. Die Beretta war noch da und während des Falls nicht aus meiner Manteltasche gerutscht.

Verteidigen konnte ich mich also noch, wenn mir auch nur zwei Kugeln zur Verfügung standen.

Sie würden für zwei Monster reichen. Mir war klar, daß die Zombies und Ghouls ihre Jagd nicht aufgegeben hatten. Schon allein Grimes würde dafür sorgen, daß ich in ihre Hände geriet. Aber die Rechnung sollte nicht aufgehen.

Klatschnaß hing mir mein Haar in die Stirn. Den Mantel konnte man als solchen gar nicht mehr bezeichnen. Er war nur noch ein schmutziger Lappen.

Wo es zum Meer ging, das hatte ich mir ungefähr ausgerechnet. Diese Richtung schlug ich auch ein.

Mit Marcus an der Hand tigerte ich los. Vorsichtig setzte ich Schritt vor Schritt, denn auf diesem Plateau mußte man immer mit höllischen Überraschungen rechnen.

Genau zehn Schritte kam ich weit, dann mußte ich stehenbleiben. Viel sehen konnten wir nicht, aber ich hörte das Rauschen der Brandung, wie sie tief unter uns gegen die scharfen Felsen donnerte. Sie übertönte selbst das wilde Heulen des Sturms, und mir wurde klar, welch ein Glück wir gehabt hatten.

Ein paar Yard weiter, und wir wären mitsamt der Kutsche in der kochenden See verschwunden.

Zwangsläufig dachte ich an den Frankenstein-Verschnitt. War dieses Monster endgültig verloren, oder hatte Asmodina im letzten Augenblick noch mit ihrer Magie eingegriffen?

Eine Frage, auf die ich keine Antwort wußte. Ich hoffte jedoch, daß die Peitsche und die See das Monster vernichtet hatten. Auch von der Kutsche war nichts mehr zu sehen. Vielleicht fand ich noch ein paar Trümmer, wenn ich nachschaute.

»Gehen wir jetzt zu meinem Daddy?« Die fragende Stimme des kleinen Marcus unterbrach meine Gedanken.

»Sicher gehen wir.«

Ich drehte mich um. Marcus machte die Schritte mit. Vor uns wirbelten und tanzten die Flocken.

Ich sah nicht nur den Schnee.

Gespenstisch und geisterhaft schälten sich die Umrisse der Ghouls und Zombies aus dem wirbelnden Vorhang.

Die Monster hatten uns gefunden!

***

Für einen Augenblick stockte mein Herz.

Ja, ich hatte damit gerechnet, aber ich war doch überrascht, als ich sie jetzt vor mir sah.

Der Kampf war noch nicht beendet.
Ich zog meine Waffe.
Meine Blicke versuchten, den weißen Vorhang zu durchbohren, doch ich sah kaum etwas. Nur die Umrisse dieser schrecklichen Wesen. Sie hatten sich nicht dicht nebeneinandergestellt, sondern immer einen Zwischenraum gelassen.
Ich versuchte, sie zu zählen und kam auf die Zahl fünf.
Grimes mitgerechnet, doch dieser widerliche Ghoul hielt sich im Hintergrund, er hatte seine Vasallen vorgeschickt.
Wenn ich ihn erwischte, waren die anderen vielleicht so geschockt, daß sie nicht mehr vernünftig reagieren konnten.
Doch ich hatte den Jungen.
Und auf ihn mußte ich Rücksicht nehmen.
Endlose Sekunden starrten wir uns an. Ich hielt mich noch zurück, und überließ den anderen die Initiative.
Um uns herum heulte der Sturm. Der Schnee wurde immer dichter. Die Wesen, der kleine Marcus und ich waren mit einer weißen Schicht bedeckt.
Grimes gab den Befehl. »Packt ihn!« schrie er gegen das Tosen des Sturmes an.
Zwei kamen vor.
Ein skelettartiges Wesen und ein schleimiger Ghoul.
Ich drückte Marcus zurück, so daß er in meinen Rücken gelangte.
Dann feuerte ich.
Die erste Kugel saß.
Sie klatschte dem Ghoul in den Schädel und warf ihn zurück. Er fiel zu Boden, löste sich auf, und der Schleim versickerte in den zahlreichen Felsspalten.
Doch das skelettartige Wesen war zu nahe herangekommen. Als ich die Beretta schwenkte, fuhr der Knochenarm nach unten.
Die Faust des Zombies traf mein Handgelenk. Der Schmerz war höllisch. Unbewußt wollte ich die Faust öffnen, doch mein Verstand sagte mir, daß ich verloren war, wenn ich so reagierte.
Ich warf mich nur zurück.
Marcus rannte weg.
Der Kleine hatte die Übersicht verloren, war in Panik verfallen, und er lief genau auf das Ende des Plateaus zu.
Mein Gott, wenn er abstürzte…
Ich drehte mich um die eigene Achse, bekam mit der linken Hand das Skelett zu fassen und wünschte mir, jetzt die Peitsche dabei zu haben, doch die lag um den Hals des Monsters und war verloren.
Das Skelett verlor den Boden unter den Füßen. Plötzlich flog es von der Fliehkraft getragen durch die Luft. Ich ließ los, und der Knochenmann krachte gegen seine Artgenossen.

Für einen Moment waren sie durcheinander.
Blitzschnell machte ich kehrt und rannte auf den Jungen zu.
Sein Vorsprung war groß. Konnte ich ihn noch packen? Ich glaubte nicht mehr daran, mobilisierte alle Reserven – und sah, wie er plötzlich verschwand.
Einen Moment lang hatte ich grenzenlose Angst. Dann hechtete ich vor, faßte ins Leere und hörte den gellenden Schrei des kleinen Jungen…

***

Ich rollte über die Kante, streckte beide Arme aus, spreizte die Hände, und meine Finger wühlten im Stoff des Mantels.
Ich hatte den Kleinen!
Er war nicht abgestürzt.
Weit riß ich die Augen auf. Um mich herum wirbelte und tanzte der Schnee, trotzdem konnte ich den kleinen Marcus erkennen. Er verdankte einem verkrüppelten, an der Wand wachsenden Busch sein Leben. Der hatte seinen Fall nicht nur gebremst, sondern Marcus auch aufgehalten.
Der Junge schrie.
Fester griff ich zu und holte den Kleinen mit einer Hand hoch. Mein Arm zitterte, aber wenn ich jetzt losließ, war es um den Jungen geschehen.
Eisern hielt ich fest, ruckte dabei zurück und legte den kleinen Marcus neben mich auf das Plateau.
Dann wälzte ich mich herum.
Zum Greifen nahe waren die Monster herangekommen. Das in Lumpen gekleidete Skelettwesen stürzte schon auf mich zu.
Ich schoß nicht, sondern riß die Arme hoch, bekam das Skelett zu fassen und schleuderte es über meinen Kopf hinweg in den Abgrund.
Dann drückte ich ab.
Ein Monster fiel unter dem geweihten Silbergeschoß und verging.
Und Grimes?
Er und die noch übriggebliebenen Wesen waren verschwunden. Untergetaucht in dem dichten Schneevorhang.
Ich stemmte mich hoch.
Meine Lungen arbeiteten wie Blasebälge. Als ich Atem schöpfte, stach es in meiner Brust. Ich half auch dem Kleinen auf die Füße und preßte ihn dicht an mich.
Den Weg zum Strand hinunter fand ich schnell. Und als wir uns den Klippen näherten, hörte ich plötzlich hoch über mir ein bekanntes Geräusch. Das charakteristische Flappen eines Rotors.
Ein Hubschrauber befand sich im Anflug.
Ich winkte.

Ganz in meiner Nähe fand der Hubschrauber einen Landeplatz. Zwei Männer liefen auf den Kleinen und mich zu.

»Sind Sie Mr. Sinclair?«, wurde ich gefragt.

»Ja.«

»Ein gewisser Mr. Conolly schickt uns. Er handelt im Auftrag von Scotland Yard, Sir.«

Ich lächelte. »Sie glauben gar nicht, wie dankbar ich Ihnen bin, Gentlemen. Aber da ist noch etwas.« Ich berichtete von dem kleinen Jungen und dessen Vater, der noch irgendwo am Strand liegen mußte.

Die Männer kümmerten sich darum.

Ich aber schritt allein zurück zu Asmodinas Leichenhaus. Denn noch fehlte mir Grimes, der Ghoul.

Asmodinas Leichenhaus war eingestürzt, ihr Reich zerstört.

Die gewaltigen vier Steine waren ebenfalls in Mitleidenschaft gezogen worden. Schief standen sie in der Erde, vom weißen Flockenwirbel umtost.

Den Eingang konnte ich nicht mehr finden. Asmodina hatte ihren Stützpunkt verlassen, doch ich war sicher, daß sie schon daranging, einen neuen aufzubauen.

Grimes, der Ghoul, dieser widerliche Feigling, war mir abermals entwischt. Die Bedrohung durch diese schrecklichen Dämonen dauerte weiterhin an.

Und doch hatte ich einen kleinen Sieg errungen. Dem Jungen war nichts geschehen, und ich hatte es auch geschafft, mich wie früher ohne mein Kreuz durchzusetzen.

Aber ich wollte trotzdem so rasch wie möglich zurückhaben.

***

Bill Conolly überreichte es mir Stunden später in London.

Erschöpft und schmutzig stand ich vor ihm. Als ich die Kette über meinen Hals streifte, spürte ich die beruhigende Wirkung, die von diesem Talisman ausging.

Marcus und sein Vater waren in eine Klinik geflogen worden. Der Kleine würde das Abenteuer schnell vergessen haben.

Myxin hatte sich aus dem Staub gemacht. Ich konnte ihn sogar verstehen, denn wer gestand schon gern Niederlagen ein?

Jane reichte mir ein Glas. Ein Grog dampfte darin. Während ich trank, sagte sie: »Da ist noch etwas, John!«

Fragend schaute ich sie über den Glasrand hinweg an. Suko und Shao grinsten. Bill schaute zu Boden.

»Dein Bentley sieht nicht mehr so aus wie früher.«

Ich winkte ab. Nach dem, was ich hinter mir hatte, konnte mich dies auch nicht mehr schocken.

Was ich jetzt brauchte, war ein Bett.

Und da lag ich eine halbe Stunde später drin.

ENDE des Zweiteilers

[1]Siehe John Sinclair Nr. 58 »Horror-Disco«, John Sinclair Nr. 74 »Die Geister-Braut«
[2]Siehe John Sinclair Nr. 92 »Einsatz der Todesrocker«
[3]Siehe John Sinclair Nr. 87 »Schrei, wenn dich die Schatten fressen!«
[4]Siehe John Sinclair Nr. 89 »Die Werwolf-Insel«, John Sinclair Nr. 90 »Jagd auf die Dämonenwölfe«